No. 34. Jahrgang IV. Berlin, 23. August 1895.

# Allgemeine Israelitische Wochenschrift

## Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

### Inhalt:



## Bescheidenheit.

Nicht über den Mangel an Bescheidenheit unsrer Gegner sondern über den von diesen gegen die Juden erhobenen Vorwurf der Unbescheidenheit wollen wir sprechen, und wir können dies um so eher, als wir nicht fürchten müssen, mißverstanden zu werden, wenn wir die Grenzen der Bescheidenheit statuiren wollen, da wir häufig und eindringlich diese Tugend ebenso sehr als eine moralische Forderung wie als ein Postulat der Klugheit hingestellt und unserer rückhaltlosen Entrüstung Ausdruck gegeben haben, so oft gegen diese Forderung gefehlt wurde. Freilich die Antisemiten sollten uns nicht über Bescheidenheit belehren wollen, es sei denn, daß sie sich diese Tugend im Laufe der Zeiten selbst eignen wollen; wir können ohnehin von den Kanzeln der Synagogen die nötige Belehrung empfangen. Aber wenn wir Bescheidenheit üben wollen, so müssen wir doch auch wissen, was Bescheidenheit ist. „Mäßigung in Ansprüchen überhaudt,“ meint der alte Kant, „d. i. freiwillige Einschränkung der Selbstliebe eines Menschen durch die Selbstliebe Anderer heißt Bescheidenheit.“ Ist dies richtig, so folgt zunächst, daß die Bescheidenheit als eine freiwillige Einschränkung eine rein persönliche Tugend, d. h nur eine solche sein könne, durch welche die Selbstliebe der betreffenden Person eingeschränkt wird. Der Bescheidene kann für sich, aber nicht für andere bescheiden sein. Was würde man z. B. von dem Patriotismus eines Mannes denken, der im Auslande sein Vaterland, dessen Bürger, dessen Regierung und Einrichtungen geflissentlich herabsetzt, oder auch nur gegen Angriffe nicht in Schutz nimmt, um die Tugend der Bescheidenheit zu üben? Hat er ein Recht für sein Vaterland bescheiden zu sein?

In ähnlicher Weise befinden sich die Juden den Antisemiten gegenüber, welche ihnen wohlwollend Bescheidenheit anempfehlen, so oft sie ihren Glauben und dessen Reinheit gegen Angriffe verteidigen, ihre bürgerliche Stellung sich erobern, die Gleichberechtigung vor dem Gesetze wahren wollen. Hat derjenige Jude, welcher es unternimmt, seinen Glauben und seine Glaubensgenossen zu verteidigen, und dadurch eine moralische Verpflichtung auf sich nimmt, das Recht, für seine Religion und seine Religionsgenossen bescheiden zu sein? Er kann seine eigene Person so gering, als es die Selbstachtung zuläßt, hinstellen, aber ist es noch Bescheidenheit, wenn er gegen sein Gewissen die Inferiorität der jüdischen Religion zugiebt, oder wäre dies Verrat an seiner Ueberzeugung und den übernommenen Pflichten? Man wird es von seiner Bescheidenheit erwarten, daß er nicht sein eigenes Lob singt, selbst wenn es verdient wäre, aber hat er das Recht, einer Gesammtheit, wenn er auch selbst derselben angehört, das ihr gebührende Lob vorzuenthalten? Eine solche Bescheidenheit wäre willkürliche Einschränkung der Selbstliebe anderer und nicht freiwillige Einschränkung der eigenen Selbstliebe. Wenn uns also die Antisemiten durchaus belehren wollen, so mögen sie jeden einzelnen Juden, der einen Akt der Unbescheidenheit begeht, rückhaltslos öffentlich beschämen, aber sie haben kein Recht, die Juden der Unbescheidenheit zu zeihen, wenn sie ihren Glauben oder die jüdische Gesamtheit verteidigen, gerade so wie z. B. ein Deutscher wohl für seine Person unbescheiden sein kann, niemals aber, wenn und insofern er das Deutschtum in Schutz nimmt!

Wenn der Vorwurf der Unbescheidenheit in diesem Sinne dennoch von Antisemiten erhoben wurde, so beweist dies nur, daß die Antisemiten das Wesen der Bescheidenheit verkennen, was wir freilich auch ohne diesen Beweis zu bemerken Gelegenheit hatten. Aber es beweist noch mehr. Es beweist, däß die Juden die richtige Taktik gewählt haben, wann und wo sie bei aller persönlichen Bescheidenheit diese energische Verteidigung, welche von den Antisemiten unbescheiden genant wird, angewendet haben. Die Juden verlangen den Schutz der Gesetze, die Menschenrechte, für sich und man antwortet ihnen: „Das ist unbescheiden“. Sie verteidigen ihre Religion gegen eine infernalische Verläumdung: — „unbescheiden“. Sie wollen nachweisen, daß ihre Glaubensgenossen nicht auf jener tiefen Stufe der Moral stehen, wie die Antisemiten glauben machen wollen: — „unbescheiden.“ Ist da nicht die Frage erlaubt, ob die Herren Antisemiten nicht die bloße Existenz der Juden als eine Unbescheidenheit ansehen und es für ein Postulat der Bescheidenheit halten, daß sich sämtliche Juden eines schönen Morgens die Hälse durchschnitten?

Die Juden werden sich eine solche Kampfesweise zur Warnung dienen lassen und die Grenzen der gebotenen Bescheidenheit genau innehalten müssen, wollen sie nicht aus Bescheidenheit auf alle ihre nach tausendjährigen Leiden erkämpften

Rechte, auf alles, worauf sie als Menschen Anspruch haben, Verzicht leisten. Mögen sie für ihre Person sich der größten Bescheidenheit befleißen und sie im Handel und Wandel üben; hierzu sind sie verpflichtet als Menschen und Juden. Aber sie haben kein Recht, bescheiden Konzessionen zu machen, wo man ihre Religion angreift oder wo man die Rechte der Bekenner derselben in Frage stellt.

## Nach 25 Jahren.

Leid-Artikel eines Veteranen.

Fast sämtliche deutschen Zeitungen bringen täglich Rückblicke und Episoden aus jener großen Zeit von 1870—71, die wir, in den mittleren Lebensjahren stehend, miterlebt, an denen wir mitgearbeitet auf den Schlachtfeldern oder in der Pflege der Verwundeten, mindestens aber mitgewirkt durch Sammlungen. Es ist nicht unsere Aufgabe hier festzustellen, wie viele unserer Glaubensgenossen im Felde gestanden, wie viele gefallen oder invalide geworden. Die Beteiligung der Juden ist ohnedies durch die Armeelisten festgestellt und selbst der gewissenloseste Antisemit ist nicht imstande, eine Zahl davon hinwegzulügen.

Was uns zu diesem Rückblick Stoff giebt, ist eine Festschrift, die nach der Siegesfeier in einigen Orten der Bayerischen Pfalz von der Behörde herausgegeben wurde. König Wilhelm depeschierte nach der Schlacht bei Sedan an die Königin Augusta: „Welch eine Wandlung durch Gottes Fügung!“ Auch wir müssen ausrufen: „Welch eine Wandlung nach 25 Jahren!“ Wenn Schreiber dieses nicht alles, was in der Festschrift aufgeführt ist, miterlebt, an allem mitgewirkt hätte, — er würde dem gedruckten Berichte heute keinen Glauben mehr schenken. Wie ein Märchen aus alten Zeiten klingt es, wenn man jetzt das Festproramm und die Reihenfolge des Festzuges liest. Hier das Aktenstück:

1) Das Festkomitee: der Pfarrer, der jüdische und der katholische Lehrer.
2) Bürgermeister und Gemeinderäte.
3) Hebräisches Transparent. (Psalm 29, 11.)
4) Die jüdischen Schüler.
5) Deutsches Transparent. (Uebersetzung des vorigen.)
6) Der Vorstand der jüdischen Gemeinde u. s. w.

Darauf Festrede des jüdischen Lehrers. Pflanzung des Erinnerungsbaumes und wiederum Festrede des Judenlehrers.

Und als die siegreichen Truppen heimkehrten, wurden sie an der früheren Grenze durch Beschluß der vereinigten politischen Gemeinde von dem jüdischen Lehrer mit einer Ansprache empfangen und man hat nicht gehört, daß es jenem preußischen General in der ferneren Karriere geschadet habe, weil er gerührt von einer besonders begeisterten Anrede, den Lehrer umarmt und geküßt. Der Judenlehrer war Monate lang der Held in der Provinz; er wurde überall, wo Siegesfeste gefeiert, als Festredner eingeladen und reicher Beifall war der Lohn seiner patriotischen Thätigkeit.

Heute ist derselbe Lehrer ein angesehener Beamter einer bekannten jüdischen Gemeinde und auch bei den Bürgern der Stadt als fähiger Mann bekannt. Auch heute werden, sobald er sich auf der Straße oder der Promenade zeigt, Zurufe laut, aber Zurufe anderer Art: „Jud! Jud!“ und seine Familienangehörigen werden: „Judenbande!“ tituliert.

Vor 25 Jahren innig befreundet mit den Geistlichen und Lehrern der christlichen Konfessionen, im täglichen Verkehr mit Bürgermeister und Beamten, — heute isoliert und öffentlich oft beschimpft von dem süßen Pöbel.

O, wir haben es herrlich weit gebracht in dem geeinten deutschen Vaterland! Das schöne Lied „Deutschland über alles,“ das wir mit derselben Begeisterung mitgesungen, ist jetzt das Kampflied der eigentlichen Reichsfeinde geworden. Dieselben Juden, die auf den französischen Schlachtfeldern geblutet oder zu Krüppeln geschossen worden sind, — heut sind sie nur noch geduldet und werden sie einmal gröblich beschimpft, so ist der Einzelne nicht damit gemeint, sondern nur die Rasse.

„Durch Gold und Blut in die Dinte!“ so bezeichnete der König Ernst August II. von Hannover die deutschen Farben im Jahre 1848. Auch wir können sagen, wir sind unschuldig (weiß) und durch Blut schließlich — angeschwärzt worden. Was wir in diesen 25 Jahren verloren, wir können es in 50 Jahren nicht mehr erringen! Nach der Gefangennahme Napoleons III. jammerten die Juden in Elsaß-Lothringen: wir haben den Meschiach verloren und dafür in der Zugehörigkeit zu Deutschland Anteil an dem preußischen Rischuß genommen! Selten haben wir einen leidenschaftlicheren Fanatismus, ja glühenderen Haß erlebt, als den zwischen den Juden jenseits der Grenze und den jüdischen Bewohnern der Pfalz. In unserem Erstaunen und Schmerz über diese befremdliche Erscheinung wurde uns doch klar, daß der Patriotismus größer ist, als die gemeinsame Gebetsprache und Abstammung.

Wir aber haben gejubelt als der Feind gefallen; wir haben gehofft, daß mit dem Ausbau des deutschen Reiches auch die Gleichberechtigung der Konfessionen gleichen Schritt halten würden und wir bekamen dafür den — Antisemitismus, der im Verborgenen wühlt viel gefährlicher wirkt als die Turkos mit ihren wilden Katzen, die nirgends existierten.

Auch wir danken Gott mit allen Deutschen für die Siege, aber wir verkennen es nicht, daß damals die deutschen Länder geeinigt, die Menschen und die Bürger eines jetzt mächtigen Staates aber auseinander gerissen wurden.

W.

---

## Koscher.

Von Bar Minan.

Zwei hebräische Worte haben allmählich in der Verkehrssprache Bürgerrecht erlangt und zwar nicht allein in jüdischen, sondern auch in christlichen Kreisen. Diese zwei Worte lauten: „Koscher“ (כשר) und „Rosche“ (רשע) Jeder Jude, auch der nicht koschere, weiß, was ein Rosche, und jeder Rosche, auch der arischeste, weiß, was koscher ist.

Mit dem Rischus wollen wir uns in einem besonderen Artikel befassen und heute nur über den in der Ueberschrift bezeichneten Begriff sprechen.

Was ist „koscher?“

Das Wort ist in der Bibel nur ein Mal (Esther 8,5) vertreten, und auch in diesem einen Falle in ganz anderem Sinne als dem gebräuchlichen zu verstehen. Vielleicht wird, weil wir dieses Buch am lustigen Purim vorlesen, das Wort selbst von frommen Juden oft im possenhaften Sinne angewendet. —

Sehr richtig ist die Bemerkung der Redaktion dieses Blattes in No. 30, daß man die Empfehlung koscherer Kochherde eigentlich als groben Unfug bestrafen müßte.

Ebenso lächerlich ist aber die Annonce, die in einzelnen jüdischen Blättern wiederkehrt:

„Rituelle (d. h. also „koschere“) jüdische Schächtmesser empfiehlt u. s. w.“

Das Messer ist weder jüdisch noch christlich, weder koscher noch „tréfe“. Das Inserat soll natürlich nur Messer zur Ausübung des rituellen Schächtens empfehlen. Wir haben auch schon von koscheren Cigarren für Peßach,*) rituellen Jom Kippur-Schuhen**) gelesen; man hat sogar schon von koscheren Sesseln u. s. w. gesprochen, doch scheint dieser Artikel rar, er wird nur selten ausgeboten. Alle diese Anzeigen sind absurd, und weil sie absurd sind, wirken sie stets negativ und machen die Sache lächerlich.

Was unter koscher gemeinhin verstanden wird, wissen unsere Leser auch ohne weitere Erklärung. Es ist die Bezeichnung für solche Speisen, die uns zum Genusse erlaubt sind, bei den Frömmeren auch für Bekleidungsgegenstände, bei deren Anfertigung die Vermischung von Wolle und Leinwand vermieden wird.

Es klingt allerdings paradox, wenn wir behaupten, daß auch in der Anwendung des Wortes „koscher“ ein Unterschied zwischen den Juden in der Provinz und denen in unsrer Metropole bemerkbar ist. In der Provinz gilt z. B. das Fleisch von einem rituell geschlachteten Tiere mit Recht als koscher. Hier wird vieles als zum Genusse erlaubt bezeichnet und verbraucht, was mit der rituellen Handhabung nichts zu thun hat. In einer kleinen Gemeinde weiß jeder, dem es darauf ankommt, rituell zu leben, inwieweit er dem Schochet trauen dürfe; hier muß man das Vertrauen dem aufsichtsführenden Rabbinate und seinen Organen übertragen. Freilich kann man hier getrost sowohl dem Rabbinate als auch den Schächtern volles Vertrauen entgegenbringen, denn die Einrichtungen für diesen Zweck sind heute derart, daß beide Teile nur gewissenhaft ihres Amtes walten können.

Noch vor ca. 12 Jahren herrschten hier in dieser Hinsicht andere Verhältnisse. Da wurde dem einzelnen Funktionär für jedes Stück Vieh, das er für koscher erklärte, eine bestimmte Gratifikation in Bar und — in natura gewährt. Und das Schechita-Amt war so lohnend und das Vieh war so koscher, daß einzelne Schächter es zu einem jährlichen Einkommen von 30000 — dreißigtausend — Mark gebracht haben. Als aber einst der Präses der Gemeinde, ein angesehener Bankier, von der ersten Rangloge des Opernhauses aus in der gegenüberliegenden Fremdenloge den Gemeindeschächter nebst Frau und Töchtern sitzen sah, da wurde eine „Kommission zur Beschaffung des Koscherfleisches“ gebildet, wurden die Schochtim auf ein festes Gehalt in Höhe von 3600 Mk. gesetzt. Auch sonst hat die genannte Kommission Wandel geschaffen und eine strenge Aufsicht auch über die Schlächter eingeführt, denn täglich wandert ein besonders dazu Angestellter durch die Fleischerläden, und kontrolliert die — Siegel.

Ueber diese Neuordnung ist viel gesprochen, diese Neuordnung ist auch viel getadelt worden, denn die Aufsicht kostet den Schlächtern, je nach ihrem Umsatz, 600—1000 Mk. pro Jahr und dafür berechnen sie das Pfund Fleisch 10 Pf. teurer. Freilich wird diese Aufsicht illusorisch durch die Gleichgiltigkeit vieler, ja der meisten jüdischen Frauen, die überall ihre animalischen Küchenbedürfnisse kaufen, wo eine Tafel mit der, in diesem Falle ominösen Aufschrift כשר angebracht ist, oder in Läden, wo eine fromme Attrappe mit noch frömmerem Käppchen die Aufsicht führt. Die meisten dieser Geschäfte, besonders in den Markthallen, stehen nicht allein nicht unter Aufsicht, sondern das Rituelle besteht nur in der Anbringung der Aufschrift und eines Siegels, das sie als Eigentum besitzen und nach Bedarf benutzen.

Trotzdem der religiöse Sinn sich bei den hiesigen Juden nicht vermindert, — im Gegenteil, wir möchten behaupten, es gehe ein konservativer Zug durch die moderne Judenheit — hat der Verbrauch des Koscherfleisches sich verringert. Während das Verlangen nach Vermehrung der Religionsschulen immer lauter, die Forderung nach neuen Bethäusern immer eindringlicher wird, sind die 22 Schlächter, die noch vor 10 Jahren unter Aufsicht standen, auf 12 zurückgegangen. Dabei hat sich die jüdische Bevölkerung in diesem Zeitraum um 25% vermehrt. Eine Erklärung dieser Erscheinung liegt sehr nahe. Die frommen Juden wollen ihre leiblichen Bedürfnisse nicht noch extra vom Schlächter besteuern lassen. Sie sagen: mag doch dieser die Steuer allein tragen, da er auch allein den Vorteil hat. Wir aber sagen, es wäre am besten, wenn man die Aufsicht den Schlächtern kostenlos gewährte, dann würde eine große Zahl der Fleischhandlungen sich freiwillig der Aufsicht unterstellen. —

Es ist übrigens nicht zu leugnen, daß der Begriff Koscher bei den modernen Juden eine Deutung erfahren hat, von der unsere Alten sich nichts haben träumen lassen. Viele Hausfrauen sehen strenge darauf, nur gesiegeltes und „getriebertes“ Fleisch zu verwenden, das sie auch vorschriftsmäßig vor dem Kochen behandeln. Man sieht aber oft dieselben Frauen ganz unbesorgt ein Beefsteak im — Franziskaner, oder wenn die Mittel es erlauben, bei Dressel verzehren. Freilich ist auch diese Erscheinung erklärlich; sie entspringt der Rücksicht auf Aeltere oder Eltern.

Unsere „altmodischen“ Gemeindemitglieder, die noch nach dem Schnürchen leben, leiden nicht wenig unter der Abneigung unserer modernen Zeitgenossen gegen alles, was koscher ist. Sie sehen ihre Kinder heiraten und eine nicht koschere Küche einführen, und sie, die unter Mühen und Sorgen ihre Kinder erzogen, müssen im Alter und in guten Verhältnissen am Tische der eigenen Kinder hungern. Ja noch mehr, manche spielen sich als Lehrmeister ihrer Eltern auf: „Das ist nicht mehr modern, nicht mehr zeitgemäß!“ Vater und Mutter sind geblendet von den Phrasen, welche die jungen, gebildeten Leutchen im Munde führen; sie essen zwar nicht von den verbotenen Speisen, aber sie lauschen mit Bewunderung der Worte, — sie sehen sich überflügelt, sind hinter der Zeit zurückgeblieben — mit einem Worte — sie haben sich überlebt!

Die Zarteren, Rücksichtsvolleren aber wissen, wie oben dargethan, einen Ausweg zu finden. Sie haben für ihre Person mit der Tradition gebrochen, wollen aber ihre frommen Eltern nicht verletzen, noch sie an ihrem Tische vermissen, sie leben darum daheim koscher, außerhalb des Hauses aber nicht. Ob dieser Standpunkt gerechtfertigt, ob er zu billigen oder als Zwitterding zu tadeln sei, das möge unberührt bleiben. Eines aber ist sicher, eine solche Rücksichtnahme wird die gegenwärtige Generation von der künftigen nicht verlangen noch erlangen. Da werden die Jungen den Alten gleichen, da wird alles „modern“, alles — „koscher“ sein.

*) Gemeint sind Cigarren, deren Spitze nicht mit Kleister, sondern mit Eiweiß geklebt sind. Wir haben bisher immer geglaubt, daß die Spitzen vor dem Rauchen abgeschnitten werden.

**) Ohne „Schatneß.

## Der „Angebliche“ aus dem „Deutschen Volksrecht“.

Es können Fälle gedacht werden, in denen die zeitweilige Namensverheimlichung des Autors für die Person oder für

die Sache zweckdienlich sei — das ist zuweilen Geschmacksache, manchmal auch Bescheidenheit, nicht selten auch liegt die Anonymität in den Interessen des Schreibers oder der Sache, die er vertritt, begründet. Wer aber hinter dieser vorzüglichen Deckung hervor *Angriffe* schleudert, der ist um kein Haar besser als ein Wegelagerer, wer diese seine losgeschnellten Pfeile zum Ueberflusse mit einer giftigen Salbe bestreicht, der verdient den Ehrennamen eines Meuchlers, und diesem vergleichbar ist derjenige, welcher zu seinen unqualifizierbaren Schmähungen zwar nicht seinen wahrscheinlich sehr unbedeutenden Namen hergiebt, wohl aber das Schwergewicht seines amtlichen Charakters in die Wagschale wirft.

Diesen Eindruck ruft der Verf. der „Schattenbilder aus der Geschichte Israels" hervor, der angeblich ein *evangelischer Geistlicher* sein soll, dessen Kompetenz zu seiner neuartigen Bibelexegese im Publikum natürlich keinem Zweifel begegnen kann. Hätten wir es thatsächlich mit einem „Geistlichen" zu thun, der den geschichtlichen Büchern der hl. Schrift, also auch dem Pentateuch den Charakter von Ehre, Treue und Vertrauen abspricht, der sich lieber an den alten deutschen Gesängen, welche Odin und Freya verherrlichen, als an der biblischen Geschichte ergötzen will, weil letztere mit schlichter Ehrlichkeit auch die Fehler der hl. Männer nicht verschweigt — dann würden wir uns bei dem Aufwärmen dieser „ollen Kamellen" mit den „Schattenbildern aus der Geschichte evangelischer Geistlicher" von Weißensee, Oldenburg und benachbarten Staaten *aus allerneuester Zeit* revanchieren. Da aber „diese kleine Artikelserie den Ahlwardt-Böckelschen Firmenstempel „Deutsches Volksrecht" an der Stirne trägt, so dürfen wir mit Fug und Recht annehmen, daß das edle Paar sich wie gewöhnlich die — Freiheit herausgenommen hat, zu flunkern, und wir es mit einem evangel. Geistlichen eigener Fabrikation der Firma zu thun haben; es muß also mindestens heißen: „von einem angeblichen evangel. Geistlichen".

Was dieser „Angebliche" *nicht* sagt, muß fürchterlich sein, da er selbst zugesteht, daß er fürchtete wegen Beleidigung einer bestehenden Religionsgesellschaft in Anklagezustand versetzt zu werden, was noch keinem Menschen wegen seiner Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe passiert ist. Außerdem sollte der „Angebliche" wirklich so naiv sein, die neueste Witzerie der Frau Themis nicht zu kennen mit der köstlichen Pointe, daß wer die Juden angreift, stets nur ihre Rasse meint, und diese könne gar nicht beleidigt werden, da es sich ja lediglich um — anthropologische Studien handelt? Also nur zu, Herr „Angeblicher", bedienen Sie sich, Sie brauchen selbst bei dem Dekalog nicht mehr Halt zu machen, denn auch die zehn Gebote sind — nach einer Entscheidung des dritten Senats des Reichsgerichts — weder eine Einrichtung der christlichen Kirche, noch auch eine solche der jüdischen „Religionsgesellschaft" — schönes Wort! Also verleumden und lügen Sie ruhig weiter, und machen sie auch ihren werten Namen dabei unsterblich und lächerlich, es bleibt immer etwas hängen!

Was der „Angebliche" aber sagt, ist nicht neu, das hat er älteren Gesinnungsgenossen nur nachempfunden. Der erste Artikel ist uns nicht gegenwärtig, er handelt jedenfalls von der Geschichte der Erzväter, und mit welch liebevoller Gesinnung er an sie herantritt, erkennen wir zur Genüge an den Schlußworten, in denen der Schreiber mit Befriedigung und Behaglichkeit — aber mit wenig Witz — erklärt, daß er seine — er sagt „unsere" — Aufgabe für erledigt halte, indem er hinlänglich bewiesen zu haben glaubt — ipsissima verba — „daß die Person eines Abraham, Jakob, Salomo keinerwegs geeignet sind, als Vorbilder für Deutsche verwandt zu werden."

Die *beiden* vorliegenden Artikel behandeln etwas summarisch den kleinen Rest der Geschichte von Joseph bis zur Zerstörung Jerusalems — an eine Kritik des N. T. wagt der „Angebliche" sich nicht heran — Alles auf vier Spalten durcheinander: Lob der Propheten, weil sie Israel ausschimpfen, und Tadel der übrigen Gesellschaft, der er zu seinem eigenen Bedauern den religiösen Zusammenhang mit dem Christentum nicht absprechen kann. Man hört ordentlich sein Richtschwert durch die Luft sausen, man glaubt das Zischen des Hiebes zu vernehmen mit dem er, nachdem er in Nero — namhafter Weise dem alten Israel nur einige wenige Köpfe aufsetzt, diese fein säuberlich abhackt — das ist auch das einzige „Saubere" an der ganzen Arbeit.

Wir wollten eigentlich nur den „Angeblichen" schildern, seine Kampfesweise charakterisieren, ohne uns näher mit ihm zu beschäftigen, denn was er sagt, haben wir schon des Oefteren *vorher* widerlegt, aber ganz unbefriedigt wollen wir die Neugierde des Lesers nicht lassen. Das Bild, das er von Joseph entwirft, in dessen Geschichte er das erste und zweite Buch Mosis willkürlich durcheinander rüttelt und schüttelt, ist das bekannte anmutige; er rechnet ihm prozentweise nach, was er an dem riesigen Getreideaufkauf und an der dadurch hervorgerufenen — soll heißen „geweissagten" — Teuerung verdient hat, natürlich für seine Tasche. Die Stelle in Gen. 41, 54, wo berichtet wird, daß in *allen Ländern*, deren Getreide er doch nicht auch aufgekauft haben konnte, um à la hausse zu spekulieren, Mangel war, unterschlägt er vorsichtigerweise, ebenso auch, daß bei dieser angeblichen künstlichen Preistreibung des Getreides die Geistlichkeit der Landeskirche und der König selbst mit einem erklecklichen Profitchen beteiligt waren, cf. Gen. 47, 22 ff.

Aus der Richterperiode ist es das Weib Jael, aus deren grausamen Tötung des Sissera er den Israeliten einen Strick zu drehen versucht. Entweder ist der „Angebliche" ein Ignorant und ein blinder Zelote, oder er ist ein Lügner, denn er muß doch wissen, daß Jael keine Jüdin, sondern eine *Kenitin* war cf. Judicum cap. 4.

In Gibea kam allerdings eine Schandthat vor, die in der Schrift an mehreren Stellen als eine Schandthat bezeichnet wird, „*wie sie in Israel noch nie dagewesen ist*," und sie findet eine beispiellose Sühne in der annähernden gänzlichen Vernichtung eines Stammes. Der „Angebliche" aber macht sich eine andere Lesart zurecht, um seine Erzählung mit den von sittlicher Entrüstung triefenden Worten schließen zu können: „Ganz Israel hat an dieser empörenden Feigheit nichts auszusetzen!" . . . . Pfui über solche Bibelkritik!

Noch einige Seitenhiebe auf David und Salomo — deren Vorzüge und Schattenseiten die Schrift nicht verheimlicht, bei dem „Angeblichen" überwiegen letztere die ersteren bei Weitem; es folgt, um den Artikel zu füllen, eine große Serie von Prophetenstellen, in denen dem Volke Israel seine Sünden vorgehalten wurden, welche — die Stellen nämlich — den vollen Beifall des „Angeblichen" finden, und damit ist dieser mit seinem Latein und wir mit ihm zu Ende.

Der „sachverständige" Ahlwardt ist von einem Schalk oder einem Flunkerer, der sich oder den er für einen evangelischen

Geistlichen ausgiebt, hineingelegt worden. Er muß mit dem zunehmenden Alter vorsichtiger werden, namentlich zu Fastnacht und in der Zeit der sauren Gurken. — Wir aber legen den „Angeblichen" zu den Akten d. h. der Ahlwardtschen.

Dr. M.

## Lehrerelend.

Man schreibt uns aus Westfalen:

Am 11. August feierte der Lehrer Herr Sänger in Schwerte sein 50jähriges Amtsjubiläum. Der Jubilar, 68 Jahre alt, körperlich und geistig rüstig, muß im Oktober, nachdem er 40 Jahre in seiner Gemeinde gewirkt, sein Amt niederlegen. Es mußte befremden, daß die Synagogengemeinde Schwerte dem Jubiläum ihres Lehrers, dessen Schüler doch wohl die ganze jüngere Generation der Gemeinde ist, so wenig Teilnahme schenkte. Während der D.-J. G.-B. den Jubilar in einem Schreiben beglückwünschte und ein Geldgeschenk übersandte, der Vorstand des rheinisch-westfälischen Lehrervereins, vertreten durch den zweiten Vorsitzenden Lehrer Steinweg-Rheda, eine schön ausgestattete Adresse überreichen ließ, die benachbarten jüdischen und christlichen Kollegen, sowie zahlreiche christliche Bürger der Stadt Schwerte durch ihr Erscheinen dem Jubilar ihre Aufmerksamkeit bewiesen, glänzte die jüdische Gemeinde durch Abwesenheit. Wir nehmen an, daß die Absicht vorlag, dem nun bald aus dem Amte scheidenden Lehrer bei seinem Abschiede eine Ovation zu bereiten, und daß nur aus diesem Grunde von einer Jubiläumsfeier jetzt Abstand genommen worden ist. — Die jüdische Schule in Schwerte ist, wie die meisten in Westfalen, Privatschule, und der im Amte ergraute Lehrer hat leider keinen gesetzlichen Anspruch auf Pension; die Gemeinde hat aber ihre moralische Verpflichtung erkannt und eine Pension von jährlich 400 Mark ausgesetzt. Ist dies auch wenig, so wollen wir doch dies kleine Ruhegehalt als ein Zeichen dankbarer Anerkennung ansehen. Leider giebt es in Westfalen Gemeinden, welche glauben, dem Lehrer und Kultusbeamten gegenüber keine moralische Verpflichtung zu haben. Wir wollen keine Namen nennen, Thatsache aber ist es, daß Lehrer nach langjähriger treuer Pflichterfüllung ohne die geringste Pension aus dem Amte entlassen worden sind. Warum auch einen alten, abgenutzten Mann, und wenn er noch so pflichttreu gewesen und wenn auch sein Gehalt ein noch so geringes war, noch länger im Amte behalten, es giebt ja jüngere Kräfte genug, die sich mit einem noch geringeren Gehalte begnügen, und warum eine Pension zahlen, zu welcher man nicht gesetzlich verpflichtet ist?!! —

Auffallen mußte uns die vom Rhein erhaltene Mitteilung sein, daß die Gemeinde Ruhrort, welche zu den größeren und gut situierten Gemeinden zählt, ihrem am 1. September aus dem Amte scheidenden Lehrer eine Pension von 600 Mark auf drei Jahre ausgesetzt habe. Wir wissen nicht, was den Lehrer K. veranlaßt hat, vor zehn Jahren auf Pensionierung zu verzichten, nehmen aber an, daß es gewichtige Gründe gewesen sein müssen, vielleicht die Aussicht auf eine in dem Falle zu erhaltende Gehaltsaufbesserung. Keineswegs wird Herr K. damals geahnt haben, daß er weichen müsse, solange er noch zu wirken imstande sein werde. Herr K. ist kaum 60 Jahre alt, körperlich und geistig rüstig, ein tüchtiger Lehrer, der noch manches Jahr seines Amtes hätte walten können. Was konnte die Gemeinde Ruhrort bestimmen, den noch rüstigen Lehrer nach 21jähriger Wirksamkeit zu entlassen? Keine Behörde entläßt einen angestellten Beamten, wenn dieser keine schwerwiegenden Amtsvernachlässigungen sich zu Schulden kommen läßt. In den jüdischen Gemeinden braucht der Lehrer nur irgend einem Vorstandsmitgliede, irgend einem einflußreichen Gemeindemitgliede nicht mehr genehm zu sein, und — weg mit ihm! heißt es, mag er sehen, wie er fertig wird.

Die Gemeinde Ruhrort bewilligt eine Pension von 600 Mark auf drei Jahre. Nach Ablauf dieser drei Jahre kann ja der Lehrer wieder unterthänigst bitten, und die Gemeinde ist dann vielleicht so großmütig, auf weitere drei Jahre zu bewilligen. Auf diese Weise bleibt doch das Abhängigkeitsverhältnis erhalten und der Lehrer hübsch demütig und bescheiden. Ihr Korrespondent vom Rhein hat sehr recht, wenn er den jungen Leuten mahnend zuruft: Bleibt einem Berufe fern, der euch eine so unsichere Existenz, eine so trübe Zukunft bietet! Wir möchten noch weiter gehen (den jungen Leuten, die mit Begeisterung für den schönen Beruf sich diesem Stande widmen, fehlt in der Regel das Verständnis für die Erfahrungen der Alten) und erteilen den wohlgemeinten Rat: Schließet die Seminarien, bis die Gemeinden ihre Schulen zu öffentlichen machen oder aber, bis für einen ausreichenden Pensionsfond gesorgt ist! Traget nicht ferner dazu bei, daß talentvolle Jünglinge einem Berufe zugeführt werden, der sie im Alter der beschämenden öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfallen läßt.

## Die Einwanderungsfrage in England.

r London, 19. August.

In der nächsten Session unseres Parlaments dürfte die Frage der Fremden-Einwanderung, die insonderheit das Schicksal der russischen und polnischen Juden berührt, einen breiten Raum einnehmen. Schon jetzt ist die öffentliche Diskussion über den Gegenstand eine sehr angeregte. Wie man in gewissen Kreisen der konservativen Partei sich zu der Sache stellt, bezeugt eine Betrachtung der St. James' Gazette, in der wir lesen:

„Es ist klar, daß wir das Schicksal der Fremden nach unserem Besten gestalten müssen. Sind es holländische Juden, die „Havana"-Cigarren in Spitalfields rollen, deutsche Juden, die in Shoredith Möbel herstellen oder Polen und Russen, die in den Schwitzhöhlen (sweating dens) des Tower Hamlets schneidern, so sind wir verpflichtet, sie als Engländer zu behandeln und uns unausgesetzt zu bemühen, sie zu anglisieren durch die Erziehung ihrer Kinder und durch die Mittel unserer Sanitäts- und Gewerbegesetzgebung. Aber es ist ganz etwas Anderes, eine stetige Vermehrung ihrer Zahl zuzulassen. Diese Ausländer-Kolonie in London allein jedes Jahr um Tausende zu verstärken, ist ein erstaunliches Zeichen nationaler Kurzsichtigkeit. Im Interesse dieser Fremden selbst so gut wie unseres eigenen Fleisch und Blutes sollten wir die Thore Englands vor dem jährlich immer größer werdenden Zuzug schließen, uns bringt er nur Mühsal und jenen Unglücklichen frommt er nicht. Der Kampf ums Dasein wird nur immer schwieriger und hoffnungsloser. Ueber 20 pro Mille der Bevölkerung stehen jetzt bereits unterm Armenrecht, ein Zehntel von dieser Auslese der Bedürftigkeit sterben in Arbeitshäusern, Spitälern und öffentlichen Irrenanstalten. Die Obdachlosen in London erreichen, je nach der Jahreszeit, die Ziffern zwischen 80 000 und 100 000. Wäre es nicht heller Wahnsinn, angesichts solcher Zahlen jenen Strom immer weiter

anschwellen zu machen? Ein jetzt gewählter Ausschuß könnte binnen 4 Wochen den Gegenstand, der klar genug zu Tage liegt, in einen ausgereiften Gesetzentwurf fassen. Es sollte möglich sein, während der Tagung von 1896 gesetzliche Vorkehrungen zu treffen, die schon den Frühling- und Sommerzug 1897 von unseren Gestaden ablenken. Gewiß ist es eine friedliche Invasion, um die es sich hier handelt, in vieler Hinsicht weckt sie unser Mitleid und unsere Teilnahme, aber eine Invasion, die unsere sozialökonomischen Sorgen fortdauernd vermehrt und den Kampf ums Dasein, in dem so viele der Unserigen fallen, weiter verschärft, fordert aus Gründen der Selbsterhaltung den entschiedensten und kältesten Widerstand heraus . . ."

Einer der energischesten Vorkämpfer des Verbots der Einwanderung, zugleich ein warmherziger Menschenfreund, Mr. John Evans hat an den Oberrabbiner Rev. Dr. Adler ein Schreiben gerichtet, in welchem er den Rabbi bittet, dahin zu wirken, daß der Zuzug solcher fremden Juden aufhöre, die nicht durch Verfolgungen aus Rassen- oder Glaubenshaß gezwungen seien, ihre Heimat zu verlassen und mit britischen und bereits in England eingelebten jüdischen Arbeitern in Wettbewerb zu treten. Der Oberrabbiner hat darauf geantwortet:

„Geehrter Herr! Ich spreche Ihnen für die liebenswürdige und edelherzige Teilnahme, die Sie für das Schicksal der armen Einwanderer bezeugen, meinen aufrichtigsten Dank aus. So weit es an uns liegt, sind wir lange schon in Ihrem Sinne thätig. Die Verwaltungen unserer Wohlthätigkeitsanstalten thun alles, um die Einwanderung aller Armen zu verhindern, die nicht als Opfer der Verfolgung ein Recht auf unseren Schutz haben. Ich habe den angesehensten Rabbinern in Rußland und Polen ans Herz gelegt, in dieser Richtung unter ihren Gemeinden zu wirken und die schweren sozialen Bedenken nicht verhehlt, die ein weiterer Zuzug jener Bedürftigen in England hervorrufen müßte. Ich habe auch die bezüglichen statistischen Ziffern über die Ueberfüllung des Arbeitsmarkts in den verschiedenen Branchen beigefügt und die trostlosen Aussichten neuer Einwanderer in das rechte Licht gestellt.

H. Adler.

---

## Noch einmal: das Großrabbinat in Bulgarien.

Von Dr. Ruben Bierer, Sofia.

Wenn ein Gärtner eine exotische Pflanze in den Bereich seiner hortologischen Thätigkeit zieht, so muß er sich eher auf den Nichterfolg einrichten und den eventuellen Erfolg zu seiner Belehrung wie zu seinem Genusse verwerten; niemals aber dürfen ein oder mehrere Mißerfolge den strebsamen Gärtner von weiteren Versuchen mit gedeihlicheren Mitteln abhalten.

Dieses Bild zeichnet in markanten Zügen das Experiment der Berufung eines europäischen Rabbiners in Sofia, das wir so sehr anstrebten und durch zwei Berufungen zu erproben Gelegenheit hatten. Wer von beiden den exotischen Teil repräsentiert, wollen wir unausgesprochen lassen. Eigentümlich tritt die Disharmonie beider Teile so grell in die Erscheinung, daß es schwer fällt zu entscheiden, auf wessen Seite das Recht und auf wessen das Unrecht liegt. Es wird daher gut sein, beide Teile auf ihre Eigentümlichkeit zu prüfen, um das weitere Verhalten gegen einander abwägen zu können.

Wer eine Spanne Zeit mit unseren spaniolischen Brüdern gelebt hat, kann die Wahrnehmung bestätigen, daß dieselben eine innere Voreingenommenheit vor einem „Todesco"(Deutschen) oder „Polisch" (Polen) besitzen, welche oft den Todesco zu empfindlich, ja schädigend trifft. Wir müssen hierbei aber auch zugeben, daß in gegebenen Fällen unredliches Geschäftsgebahren seitens der Todesco im Spiele ist. Aber oft empfindet der Edelste der Todescos das Kränkende dieses grundlosen Hasses des Hidalgostolzes.

Wer vermag sich das Peinliche dieser Situation vorzustellen, in eine Gemeinde geraten zu sein, welche weder einen ausgiebigen Kreis von Gelehrten, noch einen solchen von Fortschrittsmännern mit einem gewissen Bildungsgrad besitzt, welcher die Gunst des neuen Seelenhirten zu erringen sucht und ihn unterstützt. Die ganze Masse — blind und taub in der Lehre Gottes, folgt oft dem Stichworte irgend eines Mannes und lauscht ohne eigene Prüfung und überzeugung. Hierzu fehlt dem neuen Rabbiner das Zaubermittel des gesprochenen Wortes — da der tüchtigste Rabbiner den sephardischen Jargon nicht so beherrschen kann, wie die Spaniolen mit ihrem Kauderwälsch-Spaniolisch.

Was kann aber unseren jüdischen Massen und deren Repräsentanten imponieren? In allererster Linie der jüdische Typus, der imposante Gesichtsausdruck, in letzterer Beziehung schwebt ihnen die rechtgläubige (prawoslawny) Geistlichkeit mit ihren langwallenden Bärten als Prototyp eines echten Jehudi und Rabbiners vor, die zugestutzten, gar bartlosen, Prediger der Todescos machen auf alle Spaniolen einen geradezu peinlichen Eindruck. Hingegen empfinden die Spaniolen keine Aversion gegen das Anlegen eigener Rabbinergewänder, sie ließen dem Rabbiner Grünwald sogar einen eigenen großen, mit Silberbeschlag gezierten Stab anschaffen und wird es nach meinem Dafürhalten keinen Kampf kosten, ein modernes Gotteshaus mit Männerchor zu installieren.

Sie, die Spaniolen dulden es, daß ihre Chachamim und Chazanim eine Art Priesterkleid tragen und sich dessen bei feierlichen Anlässen bedienen.

Man wird aus alldem schließen dürfen, daß unbeschadet ihres Konservatismus ein Fortschreiten auf der Bahn europäischer Reformen, welche dem Wesen des Judentums nicht zuwiderlaufen, möglich und durchführbar, — somit das Feld für eine ernste und ersprießliche Thätigkeit eines fähigen Seelenhirten von selbst gegeben ist.

Wenn bei alldem die beiden europäischen Grandrabbins in fünf Jahren keine ersprießliche Thätigkeit entfalteten, unter den früher stets geeinten Gemeindemitgliedern Zank und Hader entstand, wenn das Schulwesen im beklagenswertesten Zustande unter den beiden sich befand und sie selbst Schritte zur Auflösung der jüdischen Schulen thaten, was gleichbedeutend mit Vernichtung des jüdischen Nachwuchses in Sofia; wenn ferner das Komité demonstrativ dem seligen Dr. Grünwald ein volles Jahr (von den zwei Funktionsjahren) den Rücken gekehrt und keiner seiner zahlreichen Einladungen Folge geleistet hat, so muß schließlich das Fehlschlagen auch in der Persönlichkeit der Rabbiner zu suchen sein.

Das Facit beider Rabbiner, wie sehr sie auch in ihrer Denk- und Handlungsweise verschieden, blieb das völlige Mißglücken ihrer so schönen Mission. Es fragt sich nun, soll das Kulturwerk liegen gelassen werden, sollen die Spaniolen keinen neuen Rabbiner mehr anstellen und auf die uralte Chachaminstitution zurückgehen -- ein Gedanke, welcher in Sofia besonders gern gehört wird, — oder sollen etwa die deutschen Rabbiner Bulgariens Großrabbinat boykottieren?

Nichts von alldem kann und darf von beiden Seiten in

Betracht gezogen werden. Wir als Augenzeugen können nur zu einer Wiederholung der Besetzung jenes vorgeschobenen Postens jüdischer Geistesarbeit raten, und auf das bestimmteste erklären, daß ein wahrhaft gelehrter, gottesfürchtiger Rabbiner von edlem, festem Charakter und wissenschaftlicher Bildung sich bald in die Gunst seiner Gemeinden setzen und derart eine wahre Neubelebung der zerstreuten Reste Israels, im Geiste des Lichtes und des Wissens, rascher als man vermutet, anbahnen werde.

Allein unsere Erfahrung berechtigt uns, einige Reformvorschläge der Oeffentlichkeit zu unterbreiten, um so eher, als wir die Alliance Israélite Universelle, diese stete Helferin in Nöten, zur Realisierung dieser Pläne aufrufen möchten.

Der Großrabbiner kann unmöglich Gutes leisten, wenn er allein wirken soll. Seine Kräfte werden durch amtliche Korrespondenzen derart zersplittert, daß ihm wenig freie Zeit zur Inangriffnahme der erforderlichen Organisation übrig bleibt. Diese profanen Dinge benehmen ihm die Zeit, die er segensreich auf das Selbststudium wie die Unterweisung anderer verwerten könnte. Wir haben daher die Wahrnehmung machen müssen, wie die jüdischen Schulen von dem Großrabbiner nicht einmal inspiziert wurden, wie der jüdische Religionsunterricht an Gymnasien ganz und gar vernachlässigt wird; und wie in der Hauptstadt, so geschieht es auch in allen Gemeinden.

Hier ist auch der Ort, jene Korrespondenz aus Sofia zu berichtigen, welche zu melden wußte, daß dank der Initiative des Dr. Grünwald der hebräische Unterricht an allen Schulen, selbst in den Mädchenschulen eingerichtet wurde, was vollständig aus der Luft gegriffen war.

Es muß daher für Sofia ein Landesrabbiner und ihm zur Seite ein jüngerer Rabbiner gleichzeitig angestellt werden. Letzterer versieht den Posten eines Referenten für die Landeskanzlei, hält Predigten in den verschiedenen Synagogen ab, so auch in der Gemeinde der europäischen Aschkenasim, besorgt den Religionsunterricht für die jüdischen Gymnasialschüler und leitet die in Sofia bestehende jüdische Gemeindeschule als Direktor. Zur Erledigung schwieriger ritueller Fragen, wie zur Schlichtung von Streitigkeiten unter den Gemeinden wird ein „großes Bethdin“ in Sofia errichtet, bestehend aus den zwei Rabbinern, den Chachamim oder Dajanim und oft mit Zuziehung der tüchtigsten Chachamim aus den Provinz-Gemeinden, wie auch einigen (profanen) hervorragenden Mitgliedern aus den Gemeinden. Dieser Rat entscheidet in zweiter und letzter Instanz — ohne Apell — wodurch häßliche Ausschreitungen verhindert und die ausgebrochenen zurückgedrängt werden.

Diese Institution muß sehr wesentlich zur Moralisierung der Gemeinden beitragen und die Regierungsorgane von der Beschäftigung mit ihnen unverständlichen jüdischen Angelegenheiten entlasten.

Im Besitze zweier tüchtiger Rabbiner kann mit der Frage der Einrichtung eines höheren jüdischen Unterrichts Ernst gemacht werden. Bei einem derartigen Vorgange wird man nicht gezwungen sein, das Maß der rabbinischen Tüchtigkeit nach der Reihe der Jahre zu bestimmen und auch ältere Rabbiner zur Kandidatur des Großrabbinats zulassen. Der jüngere Rabbiner oder Rabbinatssekretär kann nach einer Reihe von Jahren an der Seite des Großrabbiners wohlvorbereitet die größeren Rabbinatsposten in Philippopel, Rustschuk, Widdin bekleiden, von wo aus derselbe wieder bei Erledigung des Grandrabbinats mit Erfolg kandidieren kann.

So weit wissen wir uns mit allen Vernünftigdenkenden in Bulgarien eins, nun handelt es sich aber um den Kostenpunkt. Die Kosten sollten eigentlich von der Regierung gezahlt werdrn, da auch andere Kulte eine Subvention für ihre Seelsorger erhalten, allein die für das Sekretariat präliminierte Summe kann nur für den Kanzlisten ohne rabbinische Studien auslangen. Für einen akademisch gebildeten Rabbiner müßte wenigstens ein Gehalt von 40000 Francs systemisiert werden und dieses Opfer kann die jüdische Gemeinde in Sofia, welche so schwer unter den Steuerlasten bei dem gegenwärtigen schlechten Geschäftsgang leidet, nicht erschwingen, weßhalb wir unsern Apell an die Alliance Israélite Universelle richten, welche seit Jahrzehnten ihre Hilfsmittel der Sofiaer wie auch anderen Provinzgemeinden in Bulgarien zur Verfügung stellt, diesmal, in einer so kritischen Zeit die Möglichkeit der Entfaltung einer intensiveren, kulturellen und echt jüdischen Thätigkeit zu gewähren. Die Alliance möge statt des Schuldirektors, den sie mit 3000 Frcs. dotiert und welcher erfahrungsgemäß keinen nachweislichen Nutzen für die Schule bringt, lieber einen tüchtigen 2. Rabbiner zu ihrem Vertrauensmann wählen und ihn als Direktor subventionieren. Als ein Mann von hervorragender Bildung kann und wird der Rabbiner seinen Posten viel segensreicher ausfüllen, als alle bis nun in Sofia funktionierenden Direktoren.

Der Großrabbiner übernimmt die Inspektion über alle jüdischen Schulen, die Repräsentation bei der Regierung und alle rabbinischen Agenden für alle jüdischen Gemeinden in Bulgarien.

Auch in politischer Beziehung, welche alles zu fürchten Anlaß giebt, kann es nur von unschätzbarem Nutzen sein, wenn die Summe der Intelligenz eine tüchtige Verstärkung erfährt.

Möge diese Anregung geneigte Ohren und Herzen finden — wissen wir doch, wie edel die Intentionen der Alliance Israélite und der Anglo Jewish Association sind, wie diese Korporationen keine Kosten scheuen, so es sich darum handelt, ihren Brüdern die Situation zu verbessern, und eine derartige Notwendigkeit liegt gegenwärtig noch dringender vor, als zur Zeit der Herrschaft der Osmanen.

## Die Juden in Rom.

II.

Am 26. Mai des Jahres 1555 erhielt Rom und die Christenheit einen neuen schrecklichen Herrn. Das war Paul IV. Caraffa, ein Neapolitaner von größter Strenge und größter Sittenreinheit. Man kannte an ihm nur eine Schwäche: jene für den Wein, der am Vesuv wächst. Besonders am Abend, nach der letzten Mahlzeit, pflegten bei ihm Zornesausbrüche vorzukommen, deren Lärm durch die weiten Gänge des Vatikans hallte; dann donnerte er gegen die Feinde der Kirche, besonders gegen die Spanier, welche damals die Herren von Italien, die tyrannischen Protektoren des Heiligen Stuhles waren, und die der Papst ärger haßte, als die Lutheraner und die Ungläubigen. Paul IV. hielt sich von Gott berufen zur Wiederaufrichtung des katholischen Glaubens mit Feuer und Schwert, zur Wiedereroberung Italiens für den Stuhl Petri.

Kaum zwei Monate nach seiner Erhebung zum Papst schöpfte er Verdacht, daß die Rabbiner aus dem Ghetto den römischen Christen die Bibel neu auslegten, die Bibel, die

seit Luther die große Sorge für Rom geworden war. Und er erließ gegen die römischen Juden, „das Volk, welchem Gott auferlegt hatte, so lange in Knechtschaft zu leben, bis es seinen Irrtum erkannt hätte“, eine „Konstitution“ von fünfzehn Artikeln, durch welche alle Freiheiten, welche frühere Päpste den Juden verliehen hatten, mit einem Schlage vernichtet wurden.

Von nun an müssen die Juden wie die Aussätzigen des Nachts im Ghetto, das mit hohen Mauern umgeben wird, eingeschlossen bleiben. Zu bestimmten Stunden werden die beiden Thore des Ghetto von der päpstlichen Polizei geschlossen. Es wird den Juden verboten, liegenden Besitz außerhalb des Ghetto zu erwerben; sie müssen ihre zahlreichen Häuser, die sie in Rom besitzen, sofort verkaufen. Es wird ihnen verboten, neue Synagogen zu bauen oder die alten zu restaurieren. Zugleich ergeht der Befehl an die Juden, ein sichtbares Abzeichen zu tragen. Damit war zurückgegriffen auf eine alte Tradition, die von den Khalifen herstammte. Einer von diesen hatte den Juden und Christen Palästinas befohlen, um die Lenden ein gelbes Tuch zu tragen. Schon Papst Innozenz III., welcher diese Maßregel für gut hielt, hatte in Rom für die Juden das Tragen eines gelben Lappens angeordnet, aber die Verordnung war in Rom nach und nach in Vergessenheit geraten. Paul IV. führte nun das entwürdigende Abzeichen wieder ein und verbot es jedermann, wer es auch sein mochte, auf das strengste, die Juden davon zu dispensieren. „Die Männer haben eine gelbe Mütze zu tragen; die Frauen ein viereckiges Stück von gelbem Stoffe anderthalb Hände breit auf dem Kopftuche.“ Dieselbe Farbe war für die Dirnen anbefohlen. Man riskierte daher beschämende Verwechselungen, aber hielt sie für nebensächlich.

Den Juden ist fortan verboten, christliche Ammen, ja sogar christliche Diener zu haben, und untersagt, sich mit dem Namen „Herr“ ansprechen zu lassen. Sie müssen am Sonntag feiern und haben an den christlichen Festtagen die Fenster und Thüren geschlossen zu halten. Das Betreiben jeglicher Industrie, jeden Gewerbes wurde verboten, nur der Handel mit Kleidern und altem Eisen blieb erlaubt. Gegen den Wucher wurden strenge Gesetze erlassen. Die Ausübung der ärztlichen Kunst wurde ihnen untersagt. In den ersten Tagen hatte es den Anschein, als wären drei- oder viertausend Juden zum Hungertode verurteilt. Glücklicherweise wurden diese fürchterlichen Gesetze nicht mit voller Strenge gehandhabt und einige Erwerbszweige blieben den Juden geöffnet.

Der Nachfolger Pauls IV., Pius IV., hatte eine mildere Hand gegen das Volk Israels in Rom und gab ihm einen großen Teil der jüngst entzogenen Freiheiten zurück. Aber seine Regierungszeit war nur ein Augenblick der Ruhe zwischen zwei tobenden Stürmen. Nach drei Jahren verhältnismäßiger Erleichterung bestieg Pius V. den päpstlichen Stuhl und er beeilte sich, die harten Gesetze Pauls IV. noch zu verschärfen. Am 26. Februar 1569 verwies er die Juden aus allen Orten des Kirchenstaates, mit Ausnahme von Rom und Ancona. Sofort wurden die Juden von Palestrina und von Ravenna verjagt; dann bewilligte man ihnen zur Auswanderung eine Frist von drei Monaten. Ihre Synagogen und Schulen wurden geschleift, die Friedhöfe zerstört und verkauft. Das Tragen der gelben Mütze wurde aufs neue streng angeordnet.

Die Zeiten wurden immer härter und härter. Es war jene Zeit, in welcher in Frankreich Religionskriege wüteten. Die Kirche machte einen verzweifelten Versuch, jede Häresie zu ihren Füßen zu ersticken. Man war in Rom der Meinung, daß die tiefste Quelle der neuen Irrlehren: die heterodoxe Auslegung des Alten Testaments und der Evangelien aus dem römischen Ghetto entspringe. Alle möglichen Geschichtchen und Verleumdungen kamen und gingen nach Rom, aus unglaublichen Gründen wurden die Juden der Gemeinschaft mit Satan geziehen. Sie wurden nicht nur als Sünder und Ketzer, sondern als übermütige Gotteslästerer und Zauberer verschrieen. Um jeden Verkehr zwischen ihnen und den Christen zu verhindern, wurden auch die letzteren mit unbarmherzigen Strafen bedroht, falls sie im Verkehre mit dem Ghetto betreten würden. Es hagelte wieder Beschimpfungen.

Papst Sixtus V. hatte sich wieder etwas duldsamer erwiesen, aber Clement VIII. griff auf die Strenge Pauls IV. zurück und duldete die Juden nur in drei Orten des Kirchenstaates: in Rom, Ancona und Avignon. Da verhängten die reichen jüdischen Kaufleute in der Levante eine Art von Boykott oder kommerziellem Interdikt über die Häfen der Kirche, und der Papst, dessen kirchlicher Eifer denn doch nicht so weit ging, die wichtigen Handelsinteressen schädigen zu lassen und die Staaten der Kirche der Hungersnot preisgeben zu wollen, rief die Juden eiligst schon im Jahre 1593 zurück, „auf Grund der Vorteile, welche ihre Anwesenheit dem Handel brachte“. Die Strenge der päpstlichen Polizei in Rom erfuhr indessen keine Milderung. Im Jahre 1603 erneuerte man die Befehle über die Absperrung des Ghetto. Die Thorhüter, bestellt vom Kardinal-Vikar, haben die Thore des Ghetto beim Herandämmern der ersten Abendstunde zu schließen. Sind die Thore einmal geschlossen, so dürfen sie nicht wieder geöffnet werden, als um drei Uhr morgens im Sommer und um fünf Uhr morgens im Winter. In den Stunden der Nacht darf Einlaß in das Ghetto nur jenen gewährt werden, die aus einer „gerechten und zwingenden Veranlassung“ außerhalb der Thore gesäumt haben und mit einem Zertifikat versehen sind, das entweder von einem ordentlichen Richter, oder sonst von einer bekannten, ehrbaren und glaubwürdigen Person ausgestellt ist. Der Thürhüter behält dieses Zertifikat zurück und übergiebt es dem Kardinal-Vikar. Ohne Aufschub darf der Thorhüter nur Juden, die aus der Fremde eintreffen, des Nachts in das Ghetto einlassen, doch müssen sie die Namen angeben. Bei besonderen Anlässen, Streitigkeiten, Begräbnissen, Feuersbrünsten darf der Thorhüter nachts die Juden aus dem Ghetto herauslassen, nachdem er sie abgezählt und ihre Namen aufgeschrieben hat; bei der Rückkehr hat er sie wieder zu zählen und dem päpstlichen Notar die Namen anzugeben. Die Juden, die heimlich auf irgend eine andere Weise, als die erlaubte, in das Ghetto zu kommen trachten, verfallen den strengsten Strafen, zumeist der Tortur. Wer immer, Jude oder Christ, versuchen wollte, den Thorhüter zu bestechen, soll gegeißelt werden und muß zehn Thaler Strafe zahlen, von denen fünf der Denunziant erhält. Zwischen Vergehen und Strafe bestand das grausamste Mißverhältnis. Wenn z. B. einer, um den Verhöhnungen auf der Straße zu entgehen, die gelbe Mütze verbarg und von den Sbirren ertappt wurde, wurde er zu fünfzig Thalern Strafe verurteilt. Konnte er nicht zahlen, wartete ihn die Geißel.

Und so dauerten die Zustände fort bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Noch 1671 verbot der Kardinal-Vikar den Juden, in Wagen zu fahren, und erinnerte neuerdings an das Gesetz der gelben Mütze. Erst nach Clemens X., unter den Päpsten, die mit Voltaire korrespondierten, wurde allgemach das Leben für die römischen Juden etwas menschlicher. Auch die entehrende Teilnahme an den Lustbarkeiten

des Karnevals verschwand, sie wurde gegen schweres Lösegeld erlassen, nachdem die Rabbinen des Ghetto einen Fußfall gethan hatten. Mehr und mehr gewann die Menschlichkeit Raum und am 6. Februar 1847 empfingen die Behörden Pius' IX. zum letzten Male den Tribut der Synagoge von Rom.

* * *

Wieviel an Glaubens- und Gewissensfreiheit hat nun während dieser Jahrhunderte der Unterdrückung der Heilige Stuhl den römischen Juden eingeräumt? Im ganzen und großen ziemlich viel, im Vergleiche zu den blutigen Konversionen in Indien und in der neuen Welt, im Vergleiche zu den Repressalien, welche gegen die Häresien des Mittelalters geübt wurden. Bis zum sechzehnten Jahrhundert verschmähte es die römische Kirche, die bis dahin unbestrittene Herrscherin über die Seelen des Abendlandes, sich um die römischen Juden in bezug auf deren Seelenheil zu kümmern. Erst lange nach dem Beginne der Reformation unternahm sie den Versuch, sich der Exegese des Alten Testaments durch die Rabbiner zu bedienen. Gregor XIII. gründete im Jahre 1557 eine Schule, bestimmt, Prediger heranzubilden und lud auch die Juden ein, ihre Kinder als Neophyten hinzusenden. Diese Knaben, von Jugend auf an die Sprache des Alten Testaments gewöhnt, waren geschickter als die Christen zu theologischen Diskussionen. Vorzügliche Missionare — auch für das Ghetto von Rom — wurden dann über die Alpen geschickt, um, ausgerüstet mit den Waffen, die ihnen die genaue Kenntnis der Schrift gab, gegen die lutherischen oder kalvinischen Gelehrten zu kämpfen; dieses Institut Gregor's XIII. war reich dotiert und stand unter der besonderen Aufsicht eines Kardinals. Orientalische Sprachen, Theologie, Philosophie und Musik wurden dort gelehrt. Von dreißig Zöglingen waren nicht weniger als zwanzig Juden.

Etwa zur Zeit der Gründung dieser Schule erschien in Rom ein gewaltiger Prediger namens Tzarphati. Er war ein marokkanischer Jude, der zum Christentum übergetreten war, ein gelehrter Mann und Fanatiker vom Scheitel bis zur Sohle. Er wollte es unternehmen, das römische Ghetto zu bekehren, aber die Juden mißtrauten dem abtrünnig gewordenen Glaubensgenossen und waren nicht zu bewegen, seine Predigten freiwillig anzuhören. Da bestimmte Tzarphati den Papst Gregor XIII., die Juden zum Besuch der Predigten zwangsweise zu verhalten. Von nun mußte an jedem Samstag ein Drittel der Judenschaft, die Kinder mit inbegriffen, nach dem Gottesdienst in der Synagoge die Predigten der Mönche hören. Aber die Juden verstopften sich die Ohren mit Wolle oder sie stellten sich schlafend. Ein Pedell mit der Rute in der Hand war bestellt, sie aus ihren Träumen zu wecken. An der Kirchenthür wurden die Namen jener aufgeschrieben, welche gefehlt hatten und die Fehlenden mit hohen Geldstrafen belegt. Trotzdem scheinen die Erfolge nicht groß gewesen zu sein. Berichte aus dem siebzehnten Jahrhundert erzählen, daß man einst den Rabbi Josua Assarelli, sein Weib und seine vier Kinder in ein Kloster gesperrt hatte, um sie zu bekehren. Durch dreiundvierzig Tage wurde ihnen mit Predigten, Ueberredung und Drohungen zugesetzt. Endlich entließ man die Eltern wieder in das Ghetto, die vier Kinder wurden getauft. Bald nachher entließ man drei von ihnen und sie schwuren sofort wieder den neuen Glauben ab. Einst wurde ein jüdischer Sklave aus Tunis der Taufe würdig befunden. Schon war alles zur Zeremonie bereit, da im letzten Moment entsprang der Täufling und ward nicht mehr erwischt. Am 24. November 1763 führte man zwei römische Juden, die zum Tode verurteilt waren, zum Schaffot. Die Priester wollten sie überreden, zum Christentum überzutreten, um ihr Leben zu retten; aber sie verweigerten den Uebertritt und wurden gerichtet. Der Pöbel zerfleischte ihre Leichname und warf sie in den Tiber. Vornehmlich aber waren die Frauen standhaft im Glauben ihrer Väter, sie widerstanden bis zum äußersten allen Versuchen, sie zur Taufe zu bewegen. Was die jüdischen Katechumenen betrifft, die man in das Haus der Neophyten brachte, so war ihr Los nicht beneidenswert. Hundert Goldgulden war die Strafe für jeden Fluchtversuch. Fünf Jahre auf der Galeere für die Männer, der Staupbesen für die Frauen und die Einziehung der ganzen Habe kam hinzu. Erst nach und nach, im Laufe der Jahrhunderte traten auch hier Erleichterungen ein.

P. L.

# Feuilleton.

## Entgleist!



Eine galizische Erzählung von Wilhelm Feldman.

(Fortsetzung.)

### VI.

Auf einer dieser täglichen samaritischen Wanderungen erkältete sich Klara und erkrankte, so daß sie die Nacht schlaflos zubrachte und Tags darauf nicht zum Morgenkaffee erschien. Als Jakob die Ursache ihrer Abwesenheit vernahm, eilte er ins Zimmer der Gouvernante und traf sie im Bette liegend an. „Ich komme als Arzt, unaufgefordert," sprach er auf die Patientin zuschreitend. „Was ist Dir?" — „Ich habe mich augenscheinlich erkältet und fiebere etwas, aber das wird vorübergehen, ich danke Dir herzlich." — Der Doktor griff nach ihrem Pulse und schaute sie aufmerksam an. „Welch ein Glück," flüsterte er, „Du warst gestern in der Nähe eines Typhuskranken und ich hatte nicht geringe, zum Glück unbegründete Angst." — „Ich danke Dir für Deine wahrlich übertriebene Sorgsamkeit," erwiderte die Kranke. — „Wirst Du gestatten, daß ich hier etwas länger verweile . . natürlich als Arzt?" fing er nun an und schob sich einen Sessel zu. „Nach dem Ausruhen und entsprechender Diät wirst Du schon morgen genesen sein. Aber fühlst Du Dich nicht in der Einsamkeit traurig?" fügte er nach einer Pause peinlichen Schweigens in Ermangelung eines bessern Einfalles zu. — „O, nein," erwiderte sie, „Frau Marmor und die Kinder haben mich bisher nicht einen Moment verlassen. Was für Glück," fügte sie mit Gefühl hinzu, „wenn solch eine entgleiste Person, wie ich, in die Mitte solcher Leute gerät, die sie mit solch aufrichtigem Wohlwollen umgeben . . . Wer weiß, wo ich mich in einigen Jahren befinden werde . . ."

Jakob fühlte sich gerührt. Er sah vor sich ein lebendiges Erzeugnis unserer gegenwärtigen Verhältnisse, die so viele tausende von Menschen zu einem Leben ohne Hoffnung, ohne Luft und Familienwärme verurteilt, zu einem Sklavenleben, welches dort elendiglich zu Grunde geht, wohin es der Zufall schleudert. „Aber das ist nichts," fügte Klara beinahe heiter hinzu. „Ich beneide niemanden um etwas. Wer weiß, wenn ich, von Glück und Zufriedenheit umgeben, auf Blumen schreiten würde, wäre ich nicht . . — „Du betrachtest Dich

sehr pessimistisch. Der Geburt nach gehöre ich ja zu den vermeintlichen Glücklichen; aber nur der Geburt nach. Allein die Stimme der Wahrheit und der Gerechtigkeit, die zu mir sprach, war mächtiger und edler als der Klang des Goldes und als die lockende Stimme der Genusses . . So ist es," begann er nach einem kurzen Nachsinnen, wie zu sich, „mein Schicksal ist entschieden. Ich folge der Stimme meines Herzens und Verstandes, ich werfe mich in den Lebenswirbel mit Wissen, Erfahrung und Ausdauer ausgerüstet, und sollte ich im Kampfe selbst fallen, so wird mein Körper für meine Nachfolger eine Sprosse sein. Ich bin aber voll Glauben . . ."

„Wie glücklich bist Du!" rief Klara begeistert. Jakob erbebte. Nein das ist kein Echo der eigenen Worte, denn dieselbe sehnsüchtige Silberstimme flüsterte nochmals; „Wie glücklich bist Du!" Das ist Helenchen. Jakob wandte seine verschleierten Augen gegen sie. Auf den weißen Kissen floß ein Meer rabenschwarzer, weicher, duftender Haare, und auf diesem Hintergrunde zeichneten sich ihr Haupt, das weiße herrlich gebildete Gesicht und die etwas geröteten Wangen ab und ein Paar schwarzer, funkelnder Augen erhob sich zu ihm mit dem Ausdrucke der Begeisterung und Sehnsucht. „Wie glücklich bist Du!" wiederholte sie mit einer Art von Neid.

„Helene," sprach Jakob etwas hitzig, „willst Du dieses Glück mit mir teilen?" — Ein elektrischer Strom durchlief ihren ganzen Körper. Sie hatte doch gut gehört. Sie schnellte empor und setzte sich auf im Bette. „Mein Gott!" mehr konnte sie nicht hervorbringen. Sie war in diesem Momente wunderbar schön. Ihre Augen flammten, das aufgelöste Haar umfloß in dichten Wellen ihren blendend weißen Hals, der Busen wogte stürmisch und von unter der Decke schaute der alabasterartige, gedrechselte Arm hervor. Jakob war ein Mann. Geblendet und verwirrt neigte er zu ihr sein Haupt. Er war ganz in Flammen, seine Lippen zuckten und er wiederholte mit abgebrochenen Worten: „Sage, willst Du dieses mein Glück unterstützen? Willst Du auf Deine Schultern die Hälfte der Last seines Baues nehmen?" Und leidenschaftlich aufgeregt schaute er sie mit seinen glühenden Augen an, und sich hinunterbeugend, drückte er einen heißen Kuß auf ihren Arm . . . —

Desselben Abends noch beruhigte Jakob die Besorgnis seiner Familie hinsichtlich Klaras Gesundheitszustand mit der Erklärung, daß Klaras leichtes Unwohlsein bereits gewichen sei. Alle waren sehr erfreut. „Und was würdet Ihr sagen," frug Jakob nach wenigen Minuten, „wenn ich eure Gouvernante heiraten möchte?" Der Herr Elias brach in ein schallendes Gelächter aus. Dafür aber sagten die Frau Jeanette und der alte Salomon beinahe einstimmig: „Scherze nicht über dieses Mädchen!" — „Aber meine Teuern," erwiderte Jakob, „ich spreche im vollen Ernste. Ich habe beschlossen, sie zu heiraten." Es folgte tiefes Schweigen. Alle waren wie erstarrt. — „Jakob," sagte der Herr Elias, verzeihe mir, trotz der beiden Patente als Weiser, habe ich nie an den normalen Stand Deines Verstandes geglaubt und jetzt . . . . weiß ich nicht, wie ich mir diesen exzentrischen Uebergriff erklären soll. Das wäre schon etwas zu stark. Und weißt Du, daß wenn Du diesen Fehler begingest, Du auch seine Kettenfolge durchs ganze Leben mit Dir herumschleppen müßtest?" — Auf diese Bemerkung erwiderte Jakob nichts. „Jakob," wandte sich Frau Jeannette an ihn zärtlich, „Ihr liebt euch also so sehr?" — „Weißt Du Jeanettchen," antwortete er, „und das ist eine eigentümliche Sache. Wir sind wahrscheinlich das erste Paar junger Verliebter, das in seinen Geständnissen das Wort „ich liebe" kein einzigesmal ausgesprochen hat." — „Was helfen all ihre Eigenschaften und ihre Schönheit," meinte Salomon nachdenkend, „wenn sie keine Jüdin — keine der Unsrigen ist." — „Eh," brummte Jakob erbost und rannte aus dem Speisesaale, beinahe alle ob der harten Nuß, die er ihnen zu beißen gab, erschrocken zurücklassend. — —

Um dieselbe Zeit träumte Klara wundervoll, in selige Gedanken versenkt. Ueber dem Haupte hielt sie die Hände verschlungen, die Augen waren halb geschlossen, das Herz schlug in beschleunigtem Tempo und ihre Seele war angeregt und vergnügt. Der unverhoffte Glücksschimmer blendete sie nicht, sie dachte nur daran, daß sie jetzt mit diesem guten braven und edlen Jakob bald für immer verbunden sein, daß sie mit ihm Hand in Hand an das große Werk, Material fürs Zukunftsgebäude vorzubereiten, gehen würde. Und sie fühlte noch die Glut seiner Lippen, sein leidenschaftliches Flüstern, den Magnetismus seiner leuchtenden Augen; seine Worte tönten noch in der schönsten Melodie in ihren Ohren, liebkosten sie womöglich und erhoben sie geistig. Ach, sie war so glücklich! Sie entschlief, mit der Hand am Herzen, mit einem Lächeln auf den Lippen. Und im Schlafe strahlte ihr Gesicht in der Extase dieses Glückes.

Einige Minuten nach Mitternacht erwachte sie jäh aus dem Schlafe, am ganzen Körper zitternd. Ihr Gesicht war in Schweiß gebadet und die Hautfarbe blau. Aus der zusammengepreßten Kehle konnte sie weder einen Laut hervorbringen, noch atmen. Mit Anstrengung richtete sie sich empor, die Hände vor sich ausstreckend. „Wer ist dort?" rief sie schließlich mit heiserer Stimme. Im Gemache war es dunkel; nur im Garten, von dem kalten Winde der ersten Apriltage geschüttelt, rauschte er düster und unheimlich. „Wer ist dort?" wiederholte sie entsetzt, ihre erstarrten Blicke anstrengend. Ihre Pulse klopften stürmisch und in den Ohren sauste es ihr schrecklich. Mit Anstrengung zündete sie eine Kerze an. Es wurde heller auch in ihrem Kopfe. Die Augen halb schließend, schaute sie in die Höhe, nirgends ein Geräusch noch die Spur eines lebendigen Wesens. Sie drückte die Hand auf die Brust und stieß mit dem Kopfe ans Kissen. „Ach, ich Thörin! Das war wohl nur ein Traum!"

Es war nur ein Traum, aber ein furchtbarer. Entschlafend, sah sie vor sich verschiedene wie besessen tanzende Figuren, wechselnde Farben und rosige Gestalten; allmählich wurde der Plan eintöniger und ganz schwarz — ringsum umgab sie Finsternis. Bis sich langsam aus diesem dichten Nebel schwarze, zwerghafte, grüne, blaue, vielköpfige, stachelige, gräßliche Ungeheuer entpuppten. Diese nahmen sich bei den Händen, umringten Klara, welche weiß gekleidet war und einen Myrtenkranz auf hatte und begannen einen tollen Reigen, heulend und pfeifend: „Freuen wir uns! Es ist die Trauung unseres Schwesterchens!" Da begann dieser satanische Schwarm sich immer mehr zu drängen, seinen Kreis zu verengen, mit seinen übelriechenden Körpern ihre seidenen Kleider berührend. Und es ertönte unter ihnen einstimmiges Gebrüll: „Fort von unserer Beute, fort!" Und ihre schrecklichen Gesichter ergrimmten, sie neigten die Köpfe, ihre scharfen Hörner vorstreckend und ihre flammenden, Kohlen speienden Rachen weit aufreißend. Und dort kam aus der Ferne ein kleines zusammengekauertes, wankendes Männlein heran. Die langen bis zu den Knien reichenden Haare waren milchweiß, die Kleider zerrissen und seine spindeldürren Hände streckte

er vor sich aus. Plötzlich erhob er sein Haupt und brach in ein erschütterndes furchtbares Weinen aus. „Gebet mir mein Kind — meine Klara.“ Großer Gott — das ist der Vater! Die Ungetüme stießen ihn mit den Hörnern, verwundeten, traten, bespieen ihn mit ihrem Geifer und in seiner eigenen Blutlache unter ihren Füßen sich krümmend, ächzte er inmitten des höllischen Geschreies mit übermenschlicher Stimme: „Mein Kind, meine Klara!“ Diese Stimme hatte sie aufgeweckt. Die Vision stob auseinander, sie gewöhnte ihre Augen ans Licht und ihre Hände zitterten noch, der Schweiß rann ihr tropfenweis herunter und in den Ohren tönte noch die verzweiflungsvolle Stimme: „Mein Kind, meine Klara!“

Sie tauchte die Hand in ein Glas Wasser, sich das Gesicht bespritzend, bis sie ganz zu sich kam. Sie gewann ihre Geistesgegenwart wieder. Ihre Füße waren kalt wie Eis, nur die unbeweglichen Augen starrten vor sich hin; endlich fiel sie aufs Kissen zurück uud brach in ein erschütterndes Weinen aus. Sie weinte und schluchzte wie ein verhätscheltes Kind. Das währte lange. Sich beruhigend, wischte sie sich das Gesicht mit einem in kaltes Wasser getauchten Tuche und munterte sich. Ihr Geist erlangte wieder sein Gleichgewicht und war fähig zu überlegen.

Sie schob ein Tischchen ans Bett, stützte darauf beide Handflächen, ihr Haupt darauf lehnend. Was konnte diesen entsetzlichen Traum hervorgerufen haben? Sie erinnerte sich leicht an ihren gestrigen, vorgestrigen Abend, an den letzten Monat, das letzte Quartal, Halbjahr, mit einem Worte an ihr letztes Lebensjahr. Seit dem Momente, da sie ihr Elternhaus verließ, ist beinahe schon ein Jahr verstrichen. Auf die Vergangenheit schaute sie jetzt mit den Augen des Traumes. Sie machte Reflexionen über ihr Glück; sie lebte zurück! Sie lachte, freute sich, streckte ihre Hände dem Leben entgegen. Doch wie? hatte sie ihn nicht in den Abgrund der Verzweiflung getrieben? Ein Schauer durchrieselte sie. Sie hatte ihr Wesen mit einem höheren, edlen, reinen Menschen verbunden, ihm die seinem Auge unzugänglichen Flecken verbergend, ihre Todfeinde verheimlichend, und indem sie zuließ, daß er glaube, er vereine sein Leben mit einer Person, die des Glückes und seiner Achtung würdig sei, betrog, verriet sie ihn! Das ist eine Gemeinheit, eine Niederträchtigkeit! In ihren Augen begann es wieder dunkel zu werden, und in ihrem Kopfe entstand ein furchtbarer Wirrwarr, ein Chaos.

„Verräterin!“ rief eine innere Stimme, eine furchtbare, markerschütternde, die Gedanken verwirrende und ihre Geistesgegenwart tötende Stimme. „Verräterin, das ist eine Gemeinheit,“ rief die Stimme des Gewissens. Womit hat sich Jakob sie unterworfen? Womit sie besiegt? Mit seiner Schönheit? Mit seinem Reichtum? Nein. Mit seinem Edel- und Großmute, mit seinem ungewöhnlichen Charakter, seinen Aspirationen. Das machte sie zu seiner Verehrerin, das brachte mit sich, daß sie sich noch gestern seiner Gefühle unwürdig fühlte. Und jetzt? So elend, klein, mit dem Brandmale der Schmach auf der Stirne, mit dem Verdikte der Verachtung verurteilt, wie wird sie zu ihm die Augen emporheben? Wie wird sie seine reine ehrliche Hand in ihre schmutzigen Hände nehmen? Sie und er? Gott, was für entgegengesetzte Pole! Sie sprang vom Bette und warf sich in die ersten besten Kleider. Sie erwog die Vergangenheit. Sie hatte sich nichts vorzuwerfen. Sie war so, wie die Verhältnisse sie gestaltet hatten. Vor ihren Augen aber stand das Bild ihres Vaters, ihr Herz schwoll an, daß es schier barst. Jetzt begriff sie ihn. Eine Kleinigkeit, sie verstand jetzt etwas mehr von Psychologie. Sie begriff jetzt, was für unermeßliche Größe von blutigem Schmerze und von Hoffnung dem Ausrufe: „Gebet mir mein Kind zurück!“ innewohnte. Vor diesem Ocean schrak sie zurück. Und vor ihrem Geiste stand der lichte von großen Gedanken strahlende Jakob, er würde sie verachten, daß sie, ein elender Feigling, sich von den Verachteten und Leidenden lossagte; er wird sie wegen Egoismus, wegen Mangels an einem festen Willen und an Mut, das Erziehungswerk in ihrer nächsten Umgebung aufzunehmen, verdammen. Er wird in ihr den schwachen, zur selbständigen Wirksamkeit und Arbeit unfähigen Geist erkennen.

Und wenn sogar . . . sie würde es nicht vermögen, mit solch einem schmutzigen Gewissen an seiner Seite zu leben. Noch ein Gedanke nagte vorwurfsvoll an ihr, daß Jakob in jeder Beziehung auf einer höheren Stufe stehe; und bei der Vermutung, daß sie schon morgen das Kreischen der Vorwürfe hören könnte, sie habe sich den Miteigentümer Karotka's erangelt, erstarrte das Blut in ihren Adern. Die Menschen sind eben Menschen. Als sie sich von der Wand abwandte, übergoß sie ein Strom des am Horizonte aufgehenden Lichtes. Sie bemerkte, daß es draußen bereits tage. „So spät also,“ sprach sie halblaut ruhig; die Bildfläche ihres Herzens hatte sich nach dem ursprünglichen Sturm bereits geglättet und der Geist war nach dem früheren Herumzerren am Netze der Verzweiflung zu sich gekommen. Ohne lange zu überlegen, packte Klara all ihre Sachen in ein kleines Felleisen. In der Tasche hatte sie eine hübsche Barschaft, die Gage für's verflossene Semester. Den Hof verließ sie leise auftretend, den ungeheueren Kettenhund streichelnd. Noch einmal schluchzte sie leise auf, dns Thor passierend, umfaßt sie umflorten Blickes den schönen Herrschaftssitz und eilte geraden Schrittes ins Dorf. Auf dem Hügel hinter dem Kirchlein blieb sie stehen; sie wußte, daß die zum Markte nach der Stadt sich begebenden Bauernfuhren da passieren. Und wirklich wurde sie auch mit dem ersten erblickten Fuhrmann handelseinig und begab sich nach der Bahnstation. Der Morgenwind erfrischte und durchdrang sie; sie hüllte ihr Haupt in einen Shawl, den rosigen Sonnenaufgang mit Interesse betrachtend. „Mein Glück ist erloschen,“ flüsterte sie schmerzlich, „ich selbst habe mich darum gebracht!“

(Schluß folgt.)

---

# Wochen-Chronik.

Berlin, 20. August.

* **Berliner Nachrichten.** Die diesjährigen Repräsentantenwahlen werfen ihre Schatten voraus. Entgegen der bisher geübten Praxis scheint man jedoch für die bevorstehenden Wahlkämpfe auch die politische Presse in Anspruch nehmen zu wollen. So bringt die „Voss. Ztg.“ in ihrer Sonnabend-Nummer außer der Mitteilung über das Auslegen der Wählerlisten noch folgenden Bericht: „Der vor Jahresfrist begründete, die religiös-fortschrittlichen Elemente umfassende „liberale Verein für die Interessen der jüdischen Gemeinde“ hat bereits in allen Stadtteilen Versammlungen abgehalten, in denen ausgeführt wurde, daß die von einer orthodoxen Minderheit gegen die jetzige Gemeindeverwaltung

vorgebrachten Vorwürfe unbegründet seien. Besonders scharf bekämpfen die Orthodoxen die von den Liberalen in Aussicht genommene Einführung der deutschen Gebetssprache in die neu projektierte Synagoge in Berlin W. (Lützowstraße). Die oppositionellen orthodoxen Elemente haben durch ihren Sprecher, M. A. Klausner, erklärt, daß sie an Stelle des bisher im Ehrenamt wirkenden Gemeindevorstandes die Einsetzung von Syndici und Gemeinderäten verlangen, da der bisherige Modus angesichts der auf 90 000 Mitglieder (soll heißen „Seelen") angewachsenen Größe der Gemeinde nicht mehr ausreicht." — Die Sonnabend-Abend-Nummer desselben Blattes aber enthielt eine Berichtigung des Herrn Klausner, die lautete: „1) Der sogenannte liberale Verein für die Interessen der jüdischen Gemeinde ist nicht vor einem Jahre, sondern vor einem halben Jahre begründet worden. 2) In den von diesem Verein veranstalteten Versammlungen sind die gegen die jetzige Gemeindeverwaltung vorgebrachten Vorwürfe nicht als unbegründet hingestellt, sondern als wohlbegründet anerkannt worden. 3) Ich habe nicht die Ehre, Sprecher der oppositionellen orthodoxen Elemente zu sein. 4) Ich habe die in Aussicht genommene Einführung der deutschen Gebetssprache in die neu projektierte Synagoge in Berlin W. nicht blos nicht bekämpft, sondern für die Ignoranten in hebraicis als eine Notwendigkeit bezeichnet und nur dagegen Einspruch erhoben, daß durch fortgesetzte Vernachlässigung des jüdischen Unterrichts diese Notwendigkeit verallgemeinert werde. 5) Ich habe die Einsetzung von Syndici und Gemeinderäten „an Stelle" des bisher im Ehrenamt wirkenden Gemeindevorstandes um so weniger verlangt, als dies mit dem geltenden Gesetz in Widerspruch wäre." — In drei Sätzen fünf — sagen wir — Ungenauigkeiten, — ist das nicht ein wenig viel?

— „Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein." — Und stiller noch als andere Friedhöfe liegt der alte Gottesacker der jüdischen Gemeinde vor dem Schönhauser Thor. Denn längst ist er gefüllt und nur selten noch öffnet er seine Pforten. Am Sonntag aber um die zehnte Stunde des Vormittags hatten sie weit sich aufgethan. Drunten vom Thor her kam eine lange Reihe von Männern herauf marschiert, wohl 400 an Zahl, die, wie der erste Blick zeigte, durchgängig den gebildeten Schichten unserer Bevölkerung angehörten. Da sah man bekannte Rechtsanwälte, geschätzte Aerzte sowie Inhaber großer Firmen, unter diesen den Chef eines der ersten Berliner Bankhäuser, sämtlich Mitglieder des Militär- und Sanitäts-Vereins „Deutsches Vaterland". Der Verein, aus Veteranen und ehemaligen Soldaten jüdischer Konfession bestehend, hielt eine ernste Gedenkfeier für die auf dem Friedhof bestatteten Krieger von 1870/71 ab. Bei den Veteranen sah man viel Eiserne Kreuze, manche mit Orden und Ehrenzeichen geschmückte Brust. Vor der mit Lorbeerbäumen geschmückten Halle wurde Halt gemacht. Vor der Front erhob sich ein schwarz drapierter Altar, um den im Halbkreis die Sitze für die Angehörigen der Gefallenen aufgestellt waren. Um 10 Uhr begann die Feier. Der hinter dem Lorbeergebüsch verborgene Synagogen-Chor hat das „Enosch kechozir jomow" angestimmt. Darauf hielt Rabbiner Dr. Weiße die Gedächtnisrede. „In allen Gauen unseres Vaterlandes", so hub der Prediger an, „wird heute der Kämpfer gedacht, die uns die heißersehnte Einigung gebracht. Dankerfüllt sind die Veteranen gegen den Lenker der Geschicke, daß sie an solchem Werk haben teilnehmen dürfen. Damals hat der Siegesjubel die Klagen der Eltern um ihre Söhne, das Weh der Frauen und Kinder um Gatten und Vater übertönt. Aber der Gefallenen zu gedenken, ist eine heilige Pflicht geblieben. Sie zu erfüllen, hat der Verein „Deutsches Vaterland" sich zu ernster Feier zusammengefunden, zu der gleichen Stunde, in der dem Heldenkaiser, der stets ein Vorbild des Gottvertrauens gewesen, vom Enkel der Grundstein zum Denkmal gelegt wird. Die Männer, deren wir gedenken, sie waren treu ihrem Gotte, treu ihrem Bekenntnis und darum auch so treu ihrem Vaterland. Hat doch schon Jeremias unseren Vätern zugerufen, als man sie in das Exil geführet: „Betet für das Land, in dem Ihr wohnet," und an anderer Stelle heißt es: „Landesgesetz ist heiliges Gesetz!" Wie unsere Glaubensgenossen sich 1813 zu den Fahnen gedrängt, wie sie unter diesen tapfer gekämpft, das hat damals Preußens Staatskanzler laut und rühmend anerkannt. Und 1870 zählte unser Heer 15 000 Streiter jüdischen Glaubens. Viele von diesen haben ihr Leben hingegeben, viele sind befördert oder mit dem ehernen Zeichen geschmückt worden. Seit der Zeit ist manches Mißverständnis zu Tage getreten, eine tiefe Zerklüftung hat selbst unter den Kampfgenossen Platz gegriffen, aber nimmer soll uns dies abhalten, zu bedenken, daß wir alle einen Vater im Himmel haben, der uns befiehlt, unseren Pflichten treu zu sein bis in den Tod." — Als der Geistliche so geendet, ertönte abermals Chorgesang. Dann wurde in vier Zügen nach den Gräbern aufgebrochen und um diese ein weites Quarré gebildet. Unter den Hügeln ruhen: Gustav Behrendt, Marcus Liebenwalde, Joseph Königsberger, Julius Rosenthal und Robert Rahlson. Die jüdische Gemeinde hatte diese Hügel und Monumente mit Blumen und Guirlanden geschmückt, ebenso die zu einem Erbbegräbnis gehörende Ruhestätte des gefallenen Stabsarztes Dr. Behrendt. Nach einer Ansprache des Kameraden Redakteur Karfunkel wurden die Kränze niedergelegt, während eine Musikkapelle „Ich hatt' einen Kameraden" spielte. Hierauf sprach der Rabbiner das Kaddisch-Gebet. Am Nachmittag setzte im Alexanderplatz-Hotel ein Kommers des Tages Feier würdig fort, an dem mehr als 1000 Personen teilnahmen. Und während die Feier auf dem Friedhofe, trotz ihres streng militärischen Gepräges, eine echt jüdische war, trug der solenne Kommers, obwohl die Teilnehmer fast sämtlich dem Judentum angehörten, einen kerndeutschen Charakter. Judentum und Deutschtum — das ist das „zweierlei Tuch" unseres Kriegervereins „Deutsches Vaterland", darum erfüllt uns sein entschlossenes Auftreten mit Stolz, seine kraftvolle Entwickelung mit Zuversicht.

— Die nächste Sitzung der Wissenschaftlichen Vereinigung jüdischer Schulmänner zu Berlin findet Dienstag, den 27. August im Vereinslokale, Münchener Hof, Spandauerstr. 11/13, präzise 8 1/4 Uhr statt.

***Synagogenweihe.** Man schreibt uns aus Hamburg: Am 15. d. M. fand hierselbst die Einweihung der „Neuen Dammthor Synagoge" statt. Dieses Gotteshaus ist für die jüdischen Bewohner „vor dem Dammthor", welche das Bedürfnis fühlen, sich nicht nur an den hohen Festtagen zu einem Synagogenbesuch „herbeizulassen", sondern täglich und besonders allsabbatlich zu ihrem Gotte beten wollen, aus Privatmitteln hergerichtet worden. Der Synagogen-Verband, welcher um den Aufbau einer Synagoge in diesem neuen Stadtteil ersucht worden war, hatte es, unter Hinweis auf die beiden großen Gemeindesynagogen abgelehnt, und so traten einige „gewichtige" Herren zu einem Komitee für einen Synagogenbau vor dem Dammthor zusammen und

haben in verhältnismäßig kurzer Zeit ein seinem Zweck vollentsprechendes würdiges Gotteshaus geschaffen. Der Staat hatte zur Einweihung den Senator Kaehler und der Senatsekretair Dr. Hagedorn deputiert, die in voller Amtstracht erschienen waren. Für die gesetzgebende Körperschaft waren die Bürgerschafts-Präsidenten Hinrichsen und Abloff, für die Deutsch-Israel. Gemeinde: die Vorsitzenden Nordheim und Reis; für den Synagogen-Verband: Gumpertz und L. Levy, für den Tempelverband Schoenfeld und Jacobi erschienen. Nachdem das Gotteshaus, welches prächtig geschmückt und elektrisch erleuchtet war, sich mit Andächtigen gefüllt hatte, intonierte der Chor das Lewandowski'schen Ma towu. Nach Beendigung desselben sang in der Vorhalle der Kantor Landau (vorher bei Ahawas Reim in Berlin) „Oeffnet mir die Pforten" aus Psalm 118. Während dessen waren die offiziellen staatlichen Vertreter an die Eingangsthür geleitet worden, Senator Kaehler nahm den Schlüssel in Empfang und öffnete den 16 Thoraträgern die Thür. Unter den letzteren befanden sich weltliche und geistliche Vertreter der hier befindlichen verschiedenen Richtungen im Judentum, so der Tempelprediger Dr. Seligmann, der Rabbiner Dr. Hannover-Wandsbeck, der Klausrabbiner Weiß rc. Die Thorarollen waren in kostbare Mäntelchen gehüllt und mit reichem Silberschmuck behangen. Nach dem festlichen Umzuge und dem „Einheben" in die aus karairischem Marmor hergestellte heilige Lade, zu der Marmorstufen emporführen, und dem Absingen der hierfür vorgeschriebenen Gebete durch Chor und Kantor, bestieg der Prediger dieser Gemeinde Dr. Grunwald, Zögling des Breslauer Rabbinerseminars, die Kanzel, um mit einem gehaltvollen Weihegebet das Ner tamid zu entzünden. Nachdem noch die Psalmen 117 u. 118 vorgetragen waren, hielt der genannte Prediger die Festrede, in der er in einer nach Inhalt und Form gleich vollendeten Predigt die Absicht derjenigen, die sich um dieses Haus gemüht näher beleuchtete. Die Frage: Wozu gemeinsame Andacht? beantwortete der Redner mit: „weil nicht jeder seinen, sondern alle einen Gott verehren sollen" und „wir wollen kämpfen, aber nicht mit „Waffen," sondern mit dem „Geist", dem Geist des Judentums." Die vom Chor gesungenen Psalmen 100 und 150, zwischen welcher das Schlußgebet, enthaltend den Segensspruch für Kaiser und Senat, den Dank für alle die an diesem Gottesbau durch Rat und That mitgewirkt, schloß diese herrliche Feier, die denen, welche ihr beigewohnt, noch lange im Gedächtnis bleiben wird. Hierauf folgte das Abendgebet und das von Chor und Kantor abwechselnd vorgetragene „Adon olam." Aufsehen erregt hier die gehalt- und klangvolle Baritonstimme des Kantors Landau, der das alte Chasonus mit dem modernen gut zu vereinigen weiß und deshalb allen Besuchern zusagt. J. W.

— Aus Fürfeld (Rheinhessen) wird uns über eine gleiche am 9. August vollzogene Feier berichtet: Freitag nachmittags $4^1/_2$ Uhr bewegte sich ein geschickt arrangierter Festzug unter den ernsten Klängen der Musik durch die festlich geschmückten Straßen des Ortes. Im Zuge bemerkte man Thoraträger mit den heil. Thorarollen, den Kreisrabbiner Herrn Dr. Grünfeld mit dem Lehrer, dem Synagogenvorstand, die Geistlichkeit, den Bürgermeister, Ehrengäste, Vertreter hiesiger Korporationen, hiesige Vereine mit ihren Fahnen, eine große Anzahl Festjungfrauen, Gemeindemitglieder. Nach Ankunft an der Synagoge fand die feierliche Uebereichung des Schlüssels mit Ansprache der Schlüsselträgerin und des Gemeinde-Präses an den Rabbiner statt, von welchem mit entsprechenden Worten die Synagoge geöffnet wurde. Der Synagogen-Chor sang „Ma towu," worauf Anzünden des ewigen Lichtes „das Einheben der Thorarollen, ein ergreifendes Weihegebet, ein feierlicher Liedvortrag des Kantors und die Festpredigt folgten. In letzterer wurde unter Zugrundelegung des Textes: Genesis, Kap. 28, Vs. 17. auf die hohe Bedeutung des israelit. Gotteshauses als einer vielfachen Heilsquelle hingewiesen und dasselbe, anlehnend an den Sprachgebrauch, als eine „Schule" gekennzeichnet, die den Menschen zur Gläubigkeit, zur Tugend und Sittigkeit, zur Vaterlandsliebe und Friedfertigkeit erzieht und dadurch auch Haus und Familie, den Frieden unter den Völkern und unter den Bekenntnissen günstig beeinflußt. Mit dem Segen für Kaiser und Reich, für Großherzog und das hess. Vaterland und mit Absingen eines Chorals endigte der erhebende Festgottesdienst. Der Abendgottesdienst begann $6^1/_6$ Uhr. Nach demselben fand ein vom Vorstande gegebenes Festessen statt, bei welchem es an den üblichen Toasten nicht fehlte. Samstag um 9 Uhr wurde ein Festgottesdienst mit Predigt, Sonntag Nachmittag ein Konzert und abends ein Ball gegeben. Die Synagogeneinweihung hatte viele Gäste herbeigelockt und es war nur eine Stimme des Lobes über die erhebende, religiöse Feier, namentlich aber über das herzerquickende, gute Einvernehmen der gesamten Einwohnerschaft.

— Wir erhalten folgende Zuschrift: In Hamburg, Frankfurt a. M. und anderen Orten bestehen seit Jahren Vereine, welche sich mit der Stellenvermittelung israelitischer Handlungsgehilfen befassen und überaus segensreich wirken. In Berlin, der größten jüdischen Gemeinde des deutschen Reiches, ist ein derartiges Institut unbekannt. Wem die bedrängte Lage vieler Hundert stellenloser jüdischer Handlungsgehilfen unbekannt ist, dem dürfte die Nachricht von Interesse sein, daß gegenwärtig die jüdischen Handlungsgehilfen unter den stellungslosen Kaufleuten hierselbst die relative Mehrheit bilden. Die Ursache dieser auffälligen Erscheinung ist leicht erklärlich. Unter den jetzigen Verhältnissen wird es für jüdische Verkäufer immer schwieriger, in Detailgeschäften Stellung zu finden. Aber in den großen jüdischen Gros- und Export-Häusern würden Hunderte von jüdischen Kaufleuten Stellung finden, wenn nicht auch hier ein stets steigender Prozentsatz christlicher Handlungsgehilfen Aufnahme finden würde. Man wende nicht ein, daß christliche junge Leute auch berechtigt seien, sich um Stellung in jüdischen Häusern zu bewerben; so berechtigt dieser Einwand an sich ist, er wird durch einen anderen Einwand hinfällig. Wir fragen nämlich: Werden etwa jüdische Kaufleute in christlichen Häusern aufgenommen? Man überschaue doch den Inseratenteil einer Tageszeitung: fast jede zweite Stelle verlangt einen Christen. Im übrigen liegen auch sonst die Verhältnisse für den christlichen jungen Kaufmann bedeutend günstiger; ihm steht so zu sagen die ganze Welt offen, während sich der Wirkungskreis für jüdische junge Männer immer mehr beschränkt, — — — auch ein Zeichen der Zeit. Wenn man nun schließlich noch berechnet, daß in Berlin Tausende von jüdischen Eltern auf den Erwerb ihrer Kinder angewiesen sind, dann wird ein „Verein für die Stellenvermittlung israelitischer Handlungsgehilfen" als ein gemeinnütziges Institut zur absoluten Notwendigkeit.

Nehemias.

* **Ein neues antisemitisches Parteichen** hat sich wieder einmal gebildet. Von der vor einigen Monaten ge-

gründeten „Antisemitischen Volkspartei“ in Firma Ahlwardt-Böckel hat sich jetzt ein „Antisemitischer Freiheitsverein“ abgesplittert, der mit der Führung der Volkspartei nicht einverstanden und namentlich auf Ahlwardt wegen seiner geschäftlichen Manipulationen schlecht zu sprechen ist. — Sic transit . . .

* **Eine famose Redeblüte** leistete sich Herr Ahlwardt auf seiner jüngsten Agitationstour: „Der Liberalismus,“ ließ sich der Wackere vernehmen, „liebäugelt mit dem Judentum, wie Romeo mit seiner Desdemona!“ — Die „Rede“ Ahlwardts kann infolge dieser Wendung eine hervorragende litterarische Bedeutung erlangen, indem der alte Streit, ob Shakespeare oder Bacon Verfasser der unter dem Namen des ersteren erschienenen Werke sei, hierdurch entschieden werden kann. Man öffne die Gräber der beiden großen Engländer; der Verfasser von „Romeo und Julia“ muß sich nach jenem Ahlwardt-Abend unbedingt im Grabe umgedreht haben.

* **Den Antisemiten ins Stammbuch.** Am 5. August wurde die Enthüllung des von der jüdischen Gemeinde Gailingen für ihre Helden von 1870/71 errichteten Denkmals in feierlichster Weise begangen. Nach 2 Uhr fand die Uebergabe durch den Bürgermeister statt; Ludwig Rothschild, Präsident des Kriegervereins, dankte herzlich im Namen seiner Kameraden. Die eigentliche Festrede hielt Dr. Heilbronn, prak. Arzt. Das Denkmal, das auf dem Synagogenhofe errichtet wurde, ist nicht nur eine Zierde für den Ort, sondern auch ein Beweis für das friedliche Zusammenleben von Juden und Katholiken, was auch Wilhelm Moos in seiner Rede speziell erörterte. Die Tafel enthält die Namen von 34 Kriegern aus Gailingen, und zwar von 17 Juden und 17 Katholiken.

* **Jubelfeier.** Am Sonntag, den 1. September, wird die 50jährige Jubelfeier der Einweihung der im Jahre 1845 vollendeten Erbauung der Synagoge in Nordhausen festlich begangen. Die Eröffnungsfeier fand im Jahre 1845 in folgender Weise statt. Am Freitag, den 12. September, wurde durch den damaligen Prediger Cohn im Beisein der ganzen Gemeinde und in Gegenwart der eingeladenen städtischen und Staatsbeamten die Weiherede gehalten. Am Sonnabend, den 13. September, hielt die Festrede der Braunschweigische Landesrabbiner Prof. Dr. L. Herzfeld. Im Jahre 1887 mußten wesentliche bauliche Veränderungen vorgenommen werden, womit auch eine Vergrößerung der Synagoge verbunden wurde. Die Einweihung der renovierten Synagoge fand am 18. August 1888 statt. Als Prediger und Rabbiner waren nach Abgang des oben erwähnten Cohn später Dr. Rosenfeld von 1852—1855, Auerbach von 1856—75, Dr. Leimdörfer von 1875—83, Dr. Gelbhaus von 1883—89 und seit jener Zeit Dr. Schönberger thätig.

* **Schlechter Geschäftsgang.** Der jüngst erschienene Bericht der „Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christentums unter den Juden“ besagt, daß die Gesellschaft innerhalb der letzten 20 Jahre 153 meistens aus Polen stammende Juden zum Christentume bekehrt hatte und seit ihrem Bestehen die Kleinigkeit von drei Millionen dreihundertfünfzigtausend Sterling — oder Vierundachtzig Millionen Franks — ausgegeben hat, das macht also nahezu eine Million Franks per Jahr. Wohlverstanden, diesen enormen Betrag hat nur eine der zahlreichen Missionsgesellschaften ausgegeben, um aus schlechten Juden schlechtere Christen zu machen, und das in einer Stadt, wo jährlich Hunderttausende fast Hungers sterben, denn von dem gräßlichen Elend, das in den ärmeren Stadtvierteln Londons herrscht, macht selbst der Londoner sich keinen Begriff, weil er sich fürchtet, den Fuß hineinzusetzen.

## Hier und dort.

— Personalien. Professor Julius Hirschberg ist zum Geheimen Medizinalrat ernannt worden. Derselbe ist seit 25 Jahren Dozent für Augenheilkunde an der Universität Berlin. Seit ebenso langer Zeit unterhält er, ein Schüler Albrecht von Gräfe's, hier eine stark besuchte Augenheilanstalt. — Die „Smithonian-Institution“ in Washington, eines der berühmtesten wissenschaftlichen Institute, hat drei Berliner Israeliten ausgezeichnet: Dr. Franz Oppenheimer, Jesse Lewy u. Marcus, u. zw. die beiden ersteren durch die bronzene Medaille und den letzteren durch eine ehrenvolle Erwähnung. — Versetzt: Hr. Menke von Massow nach Schönsee, — Hr. Lewin von Pudewitz nach Filehne, — Hr. Goldkraut von Grabow nach Sandberg. — In Frankreich wurden zu Kavalieren der Ehrenlegion ernannt: M. Lion, Rat am Appellgericht zu Aix, Alfred Léman, Chef des 52. Bataillons der Territorial-Armee, N. Alkan, Professor am Konservatorium der Musik. — Die militärische Medaille haben erhalten: J. A. Heymann, Adjutant im I. Fremden-Regiment, der 11 Dienstjahre und 11 Schlachten mitgemacht hat, und M. Moog, Adjutant im 4. Afrikanischen Regiment, der 13. Dienstjahre und 10 Schlachten aufzuweisen hat.

— Die 25jährige Wiederkehr der Einweihung der Synagoge in Hannover soll festlich begangen werden. Das erwählte Festkomité teilt den Gemeindemitgliedern mit, daß am Sonnabend, den 7. September eine Festfeier in der Synagoge und am darauffolgenden Sonntag ein Festbanquet für die männlichen Gemeindemitglieder stattfinden werde.

## Brief- und Fragekasten.

Hrn. H., N., hier. Sie haben es nicht erraten. Durch das Nachdrucksverbot wollen wir uns lediglich gegen die Wiedergabe bestimmter Aufsätze, die nach Innen wirken sollen, in gegnerischen Blättern schützen.

Hrn. M. G., hier. Jawohl. „Malkiel“, hier. Uns gegenüber dürfen Sie Ihren Namen nicht verschweigen; Sie können dies getrost thun, das Redaktionsgeheimnis wird unter keinen Umständen preisgegeben.

10. Frage. Ich wäre sehr dankbar, wenn ich in Brief- und Fragekasten dieser gesch. Zeitung genau erführe, wie viel 1 Talent, 1 Mine und 1 Scheckel nach unserem heurigen Gelde betragen. Sondheimer giebt an: ½ Scheckel=1,30 M., desgleichen Auerbach, (Schul- und Hausbibel I, 281) eine Mine=100 Scheckel, über Talente fehlen die Angaben. In einem von einem Nichtjuden verfaßten Handwörterbuch ist zwar zu lesen: 1 Talent=3000 Scheckel, in demselben Buche wird aber eine Mine mit nur 50 Scheckel gewertet.

M. A. in H.

☞ **Nach Schluß der Redaktion erfahren wir, daß die Delegierten des zu begründenden D.-J.-L.-B. auf den 7. u. 8. Oktober einberufen werden.**

| Wochen- | August 1895. | Elul. 5655. | Kalender. |
|---|---|---|---|
| Freitag . . . | 23 | 3 | (Sabb.-Anf. 7,09) |
| Sonnabend . . | 24 | 4 | שפטים (S. Ausg. 7,54). [Neumondweihe.] |
| Sonntag . . . | 25 | 5 | |
| Montag . . . | 26 | 6 | |
| Dienstag . . . | 27 | 7 | |
| Mittwoch . . | 28 | 8 | Rosch Chodesch Elul. |
| Donnerstag . . | 29 | 9 | |
| Freitag . . . | 30 | 10 | |

# Jüdische Gemeinde.

**Gottesdienst.**

**Freitag, den 23. August** in allen Synagogen, Abends $7^{1}/_{4}$ Uhr.

**Sonnabend, den 24. August** in der alten Synagoge Morgens $8^{1}/_{2}$ Uhr, in den übrigen Synag. Morgens 9 Uhr.

**Predigten:** Vorm. 10 Uhr: Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Rosenzweig.

**Jugendgottesdienst** Nachm. 4 Uhr: Kaiserstr.-Synag. Hr. Cand. Dr. Leo Baeck.

**Abendgottesdienst** $7^{3}/_{4}$ Uhr.

**Gottesdienst an den Wochentagen:** in allen Synag. Morg. $6^{1}/_{2}$ u. Abends $6^{1}/_{2}$ Uhr.

Von der **„Agende für den Jugendgottesdienst“** ist im Verlage von Julius Sittenfeld eine Neuauflage erschienen. Exemplare derselben sind bei den Kastellanen der Synagogen, sowie bei der Verlagsbuchhandlung käuflich zu haben.

## Vakanzenliste.

Pudewitz. Sof. K., Sch., Kore, Fix. 800 Mk., fr. Wohn. u. Nbk. Bei befried. Leist. bald Zulage. Reisek. d. Gew.

Oelde (Westf.). Zum 1. 10. El. u. K., Fix. 1000 -1050 Mk. fr. Wohn., Heiz. Bed. Reisek. dem Gew. Meldung. an Abr. Windmüller.

Pinne. Bald orthod. K. Sch. Fix. 1000 M. Nbk.. mind. 700 M.

Thalmäßing (Mittelstr.) Sch. Kult.- u. Begräbnisdiener, Vorb. für Wochent. Fix. 350, Nbk. 550—650 M. u. fr. Wohn. Reisek. d. Gew. Meld. an M. Haas.

Wünnenberg i. W. L. u. K. Fix. 1200 M. Meld. an Felix Aronsohn.

Thorn. Zum 1. 10. Gepr. L., Hilfsvorbeter, Chorleiter. Fix. 1800 M.



Herr **N. Fränkel**, Große Frankfurterstr. 52 III, der vor fünf Jahren einen schweren Schlaganfall erlitten hatte, feiert am 26. d. Mts. seinen siebzigsten Geburtstag. Trotz seines hohen Alters und seiner körperlichen Leiden muß er sich sehr quälen, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Vielleicht erinnert sich einer oder der andere geschätzte Leser dieser Zeilen des Jubilars an seinenem Ehrentage.

## Quittungsleistung.

Für den leidenden Kollegen gingen bei Unterzeichneten folgende Spenden ein: Kantor G. Werthan, Berleburg i. W. 1 Mk. Durch Kantor Wolpert, Halle eingef.: Kantor Frank, Halle 2 Mk. Ungenannt in Insterburg 1 Mk. S. Adam, Berlin, Landsbergerstr. 5 Mk. Schönfeld (Kantorsohn) in Glasgow (Engl.) 15 Mk. B. Goldberg, Frankfurt a. M. 3 Mk. Poststempel Colmar i. Els. 5 Mk. — Um weitere Spenden bittet **H. S. Gelbart**

Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.